



**UNIVERSITÄT
ERFURT**

Globalisierung & Weltbeziehungen

Forschungsperspektiven aus der Universität Erfurt

Globalisierung und Weltbeziehungen – ein Thema, das vielleicht zunächst abstrakt klingt, uns aber jeden Tag „live“ begegnet. Eines, über das wir streiten, das uns fordert, das uns antreibt – auf ganz unterschiedliche Weise – und das uns manchmal auch (ver)zweifeln lässt. Und vor allem eines, zu dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Erfurt forschen und damit eine ganze Menge beizutragen haben. Jeder aus seiner Perspektive und Disziplin. Ob Klimapolitik oder COVID-19, Konfliktforschung oder Raum-Zeit-Beobachtungen, historische Betrachtungen zu den Anfängen weltumspannender Phänomene, Religion, Kolonialismus, Weltwirtschaft und Finanzkrise: Das Spektrum ist breit. Unser Themenheft soll einen Einblick in diese – unsere – Forschung liefern und mit einem ausgewählten studentischen Beitrag zudem eine Perspektive der Forscher*innen von morgen aufzeigen.

Wir wünschen eine interessante Lektüre der folgenden Beiträge:

Prof. Dr. Iris Schröder:
Karten – Wissen – Meer. Für eine Globalisierungsgeschichte vom Wasser aus

2

Prof. Dr. Hartmut Rosa:
Eine kulturvergleichende Analyse von Weltbeziehungen.
Forschungsskizze zur Bearbeitung von gesellschaftlichen Herausforderungen in der globalisierten Welt

6

Prof. Dr. Julia Knop und Prof. Dr. Benedikt Kranemann:
Theologie in religiösen, kulturellen und politischen Transformationsprozessen

8

Prof. Dr. Kai Brodersen:
Die olympische Waffenruhe und die Idee des Weltfriedens

10

Prof. Dr. Carsten Herrmann-Pillath:
Weltbeziehungen in der Technosphäre.
Die fatale Selbsttäuschung des technischen Fortschritts

12

Dr. Anne Grüne:
Die kommunikative Bewältigung des globalen Wandels

14

PD Dr. Antje Linkenbach:
A lost continent. Wert und Unwert indigener Weltbeziehungen in Indien

16

Prof. Dr. Susanne Rau:
„Global cities“ und ihre Beziehungen zur „Welt“.
Zur Räumlichkeit und Zeitlichkeit von Globalität

18

Dr. Petra Gümplová:
State Territories and Planetary Boundaries

20

Prof. Dr. Andreas Goldthau:
Globale Klimapolitik im Spannungsfeld von Eigentumsrechten und Klimagerechtigkeit

22

Prof. Dr. Benno Werlen:
Globalisierte Weltbeziehungen und Welt-Bindungen

24

Prof. Dr. Patrick Rössler und Dr. Anke Blümm:
„An die Bauhüser in aller Welt!“

26

PD Dr. Christoph Henning:
Wirtschaft als Weltbeziehung. Earth Overshoot und die Macht des Teilens

30

Dr. Steffen Arndt:
Christoph August v. Wangenheim. Der europäische Blick –
Im Dienste der Ostindischen Kompanie. Tagebuch der Reise nach
Gibraltar – St. Salvador/Brasilien – Madras 1782 bis 1785

32

Lea Heise, Jule Henschel und Jakob Nennmann:
Globalisierung und Nationalisierung in Zeiten von COVID-19.
Ausgangspunkt einer Umorientierung staatlichen Handelns?

34

Literaturangaben, Bildangaben, Impressum

36

Karten – Wissen – Meer



Für eine Globalisierungsgeschichte vom Wasser aus

Die Geschichte der Meere und Ozeane führte lange Zeit ein historiografisches Schattendasein. Marine Historiografien gelten als Spezialgebiet, und so wird auch die Globalisierungsgeschichte gemeinhin immer vom Festland ausgehend gedacht und so erzählt, als ob sich wesentliche Teile dieser Geschichte ausschließlich mit festem Boden unter den Füßen zugetragen hätten. Doch was verband sich historisch mit den Meeren und Ozeanen, was mit Inseln oder ganzen Archipelen? Kurz: Welche Bedeutung hatten marine Räume im 19. Jahrhundert, im anbrechenden „naturwissenschaftlichen Zeitalter“ sowie in Zeiten global zunehmend ausgreifender Kolonialreiche und Imperien?

In der Gothaer Sammlung Perthes, die die Überlieferung des Justus Perthes Verlags und seiner Nachfolger vereint, findet sich in der Kartensammlung ein Bestand, der eine ungewohnte Globalisierungsgeschichte nahelegt: Ein erstes wichtiges Stück, das eine solche geradezu einfordert, ist die 1863 erstmals erschienene „Chart of the World“. Maßgeblich verantwortete der Gothaer Kartograf Herrmann Berghaus das als Wandkarte konzipierte und dadurch unhandliche Stück, das frühzeitig eine womöglich global zu nennende Karriere an den Wänden zahlreicher weltweit agierender Handelshäuser und Kontore, aber auch in wissenschaftlichen Gesellschaften und in Privathaushalten antrat. Dabei erwies sich die Chart als Bestseller, verkaufte sich von Auckland über London und Washington bis Honolulu sowie selbstredend ebenso in der kleindeutschen Provinz. Rasch musste die erste Auflage nachgedruckt werden. Weitere Auflagen erfolgten in kurzen zeitlichen Abständen, mit stets von Berghaus aktualisierten neuen Einträgen und Korrekturen, denn nichts war den Gothaer Kartografen in den 1860er-Jahren wichtiger, als aktuell und am Puls der Zeit zu sein. Entsprechend gehörte es zum guten Ton, stets die allerneuesten Kenntnisse zu kartieren, ja, mit der jeweiligen Neuauflage womöglich sogar auch Künftiges vorwegzunehmen.

Was die Chart ihrerseits überhaupt auszeichnete, war ihr ungewöhnliches Sujet: Denn sie zeigte das neue Phänomen des zeitgenössisch viel diskutierten Weltverkehrs. Im Gegensatz zu konventionellen Weltkarten rückte die Karte die Verkehrswege in den Mittelpunkt und zwar vor allem den wachsenden Linienverkehr auf den Meeren. Mehr noch: Schon bald modifizierte Berghaus die Darstellung. Stand anfangs noch Europa im Zentrum, so verlagerte sich die vormalige Bildmitte in den nachfolgenden Auflagen immer weiter nach links und im Kartenbild rückten stattdessen die Meere und Ozeane in die Bildmitte. Die Meere änderten damit, so scheint es, ihre Funktion: Schließlich fungierten sie immer weniger als trennende Elemente, sondern avancierten bildlich zu Verbindungsräumen, die die Kontinente untereinander verknüpften. Auf diese Weise ermöglichte die Gothaer „Chart of the World“ einen neuen Blick auf den sich zeitgenössisch immer stärker verdichtenden Globus – und das obwohl dieser hier, mithilfe der in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach wie vor gängigen

Mercatorprojektion mitsamt all ihren Verzerrungen, auf einem flachen Kartenblatt projiziert gezeigt wurde. Bereits 1871, nur acht Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, veröffentlichte Berghaus die sechste Auflage der Chart, bestückt mit einem immer dichter werdenden Geflecht aus Linien, die die jeweiligen Routen der Dampfschiffahrtslinien ebenso auf dem Kartenblatt bannte wie die Meeresströmungen, Winde und die zuletzt erforschten Packeisgrenzen der Arktis. Mit akribischer Linienführung zeichnete Berghaus die neuen Wege, die dem Weltverkehr nunmehr mit der 1869 erfolgten Öffnung des Suezkanals offenstanden und den bisherigen Seeweg von Europa nach Asien – und zurück – maßgeblich verkürzten. All diese Neuerungen führte die Chart einprägsam vor Augen, wobei sie ebenso in den zunehmend zahlreicher beigefügten kleinen Nebenkarten die Chance aufzeigte, den Weltverkehr mithilfe eines weiteren Kanalbaus durch den Isthmus von Panama künftig noch weiter zu verdichten.

Doch was führte die Gothaer Kartografen zur Publikation einer solchen Karte? Bemerkenswert ist, dass die „Chart of the World“ als Teil eines größeren Bestands gelesen werden kann, der sich im 19. Jahrhundert mit einer sich immer weiter ausdifferenzierenden Kartografie der Meere verbindet. Es handelt sich im Kontext der Gothaer Sammlungen um gut 14.000 Karten, die, allesamt auf die Meere und Ozeane bezogen, in ihrer Thematik und in ihrer Machart durchaus unterschiedlich ausgerichtet sind. Dabei reicht der Bestand von veritablen Seekarten, die der Navigation und der Orientierung auf den Meeren selbst und vor allem auch in unübersichtlichen Küstengewässern dienen sollten, bis hin zu den ersten wissenschaftlichen Großwerken, die die Verteilung verschiedener globaler physikalischer Phänomene veranschaulichten, wie der von Heinrich Berghaus in den 1830er-Jahren veröffentlichte „Atlas von Asia“ oder der von ihm gemeinsam mit Alexander von Humboldt geschaffene „Physikalische Atlas“. Hinzu kommen Spezialkarten, die die jeweils seit Mitte des Jahrhunderts vermessenen Meerestiefen zeigten, bis hin zu für genuin politische Zwecke gefertigte Karten, die die militärische Präsenz der am Rande des Pazifiks versammelten Großmächte in den Blick zu rücken suchten, wie der 1857 von

August Petermann veröffentlichte „Grosse Ocean“ zeigt – eine eindrückliche Karte des bis dato nur in Teilen bekannten Pazifiks. Weitere Stücke heben demgegenüber spezielle Phänomene hervor, wie Migrationskarten oder Ressourcenkarten zu Fischvorkommen, oder fokussieren einzelne Regionen und rücken dabei vorzugsweise Inseln oder auch ganze Archipele ins Zentrum. Last but not least befinden sich im Bestand auch Weltkarten, die die Meere in den Mittelpunkt rücken. Letztere lassen sich womöglich auch als Weltmeereskarten bezeichnen – wie die eben erwähnte „Chart of the World“.

Ein erheblicher Teil des so nur knapp charakterisierten Bestands an See- und Meereskarten war freilich nicht, was die Herkunft anbelangte, Gothaer Provenienz. Die Gothaer Kartografen kauften sie dessen ungeachtet in hoher Zahl an und nutzten sie als Wissensressource und als eine Art Rohmaterial für die eigenen Werke, schließlich wurden auch die Gothaer Karten aus Karten gemacht: „Abkupfern“ gehörte hier wortwörtlich zum Arbeitsalltag. Dennoch ließen es sich die Gothaer Kartografen nicht nehmen, gerade in wissenschaftlichen Angelegenheiten ebenfalls am bereits erwähnten Puls der Zeit zu sein. Ein beispielhafter Überrest ist die Handzeichnung aus der Feder des österreichischen Geowissenschaftlers Ferdinand von Hochstetter, den dieser an August Petermann sandte. Hochstetters in der Kartensammlung überlieferte Zeichnung visualisiert „Die durch das Erdbeben in Peru am 13. Aug 1868 ausgelöste Erdbebenfluth im Pazifischen Ozean am 13.–16. August 1868“. Der nur 25x30 cm große Entwurf von Hand, der offenbar erst im Jahr 1869 im Verlag eintraf, zeigt, wie groß das Interesse der Gothaer Kartografen an zeitgenössisch neuerdings untersuchbar gewordenen geophysikalischen Phänomen zu veranschlagen ist. Hochstetters Beobachtungen des zeitgenössischen Tsunamis stützten sich auf eine Fülle von Daten unterschiedlicher Messstationen, die neuerdings über die Inseln des Pazifiks verteilt waren und allesamt ihre Daten in Zeitungsberichten veröffentlichten, die den seinerzeit in Wien weilenden Hochstetter auf dem Postweg erreichten. Hochstetter wertete das zunächst lokal erscheinende Phänomen überregional aus; mit dem Versand seiner Zeichnung ins thüringische Gotha hielt der Tsunami im östlichen Pazifik in Form von

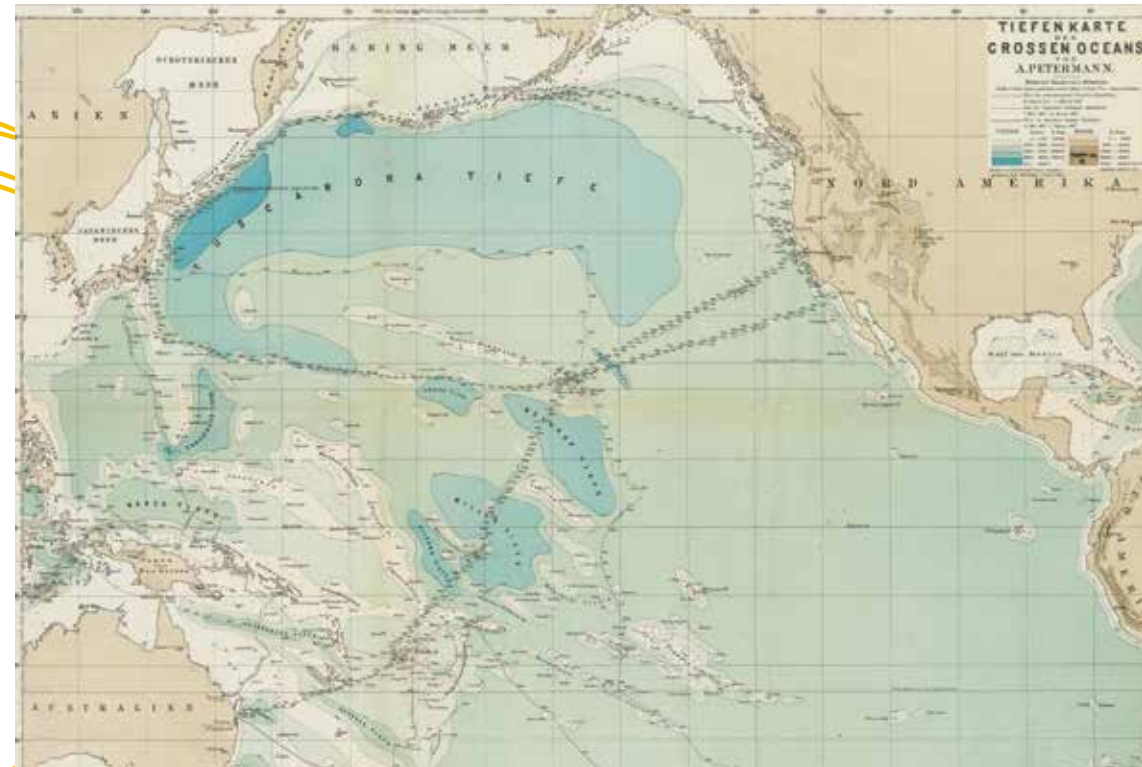
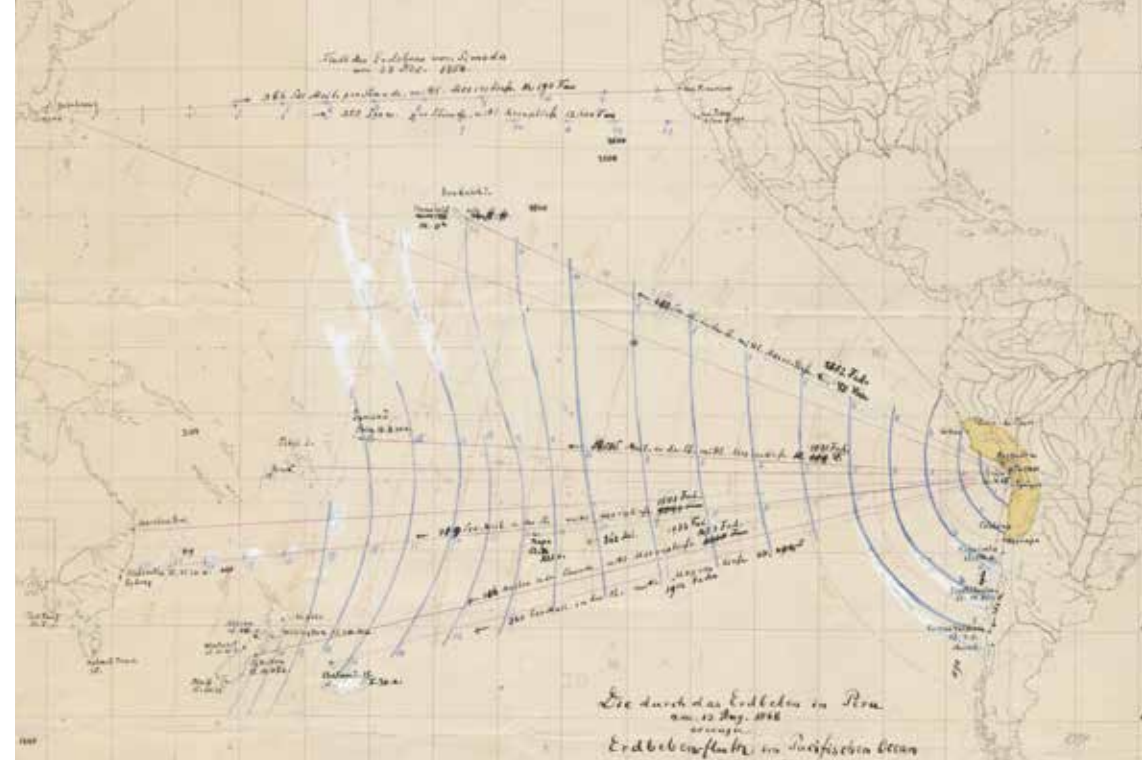
Daten und Karten Einzug in das sich ausbildende globale Kommunikationsnetz geophysikalischer Forschung. Für die Gothaer Kartografen verstand es sich von selbst, dass sie diese Daten so gut wie möglich prüften, um sie aufbereitet in Form einer eigenen Karte in den hauseigenen „Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt“ einem breiteren Publikum zu präsentieren.

Die Gothaer Kartografie der Meere war also keine lokale Produktion, sondern beruhte auf einer umfassenden Mobilisierung von Daten, die über den gesamten Globus verstreut gesammelt werden sollten. Dazu gehörten nicht nur Karten aus aller Welt, sondern auch Messdaten und Rohdaten, die der Verlag in erheblichem Umfang sammelte, um sie für die eigenen Werke zu nutzen. Für die „Chart of the World“ griff der Verlag auf umfangreiche Zeitungsausschnittsammlungen sowie auf zeitgenössische Kursbücher zurück. Überdies unterhielten die Kartografen umfangreiche Korrespondenzen mit Reisenden und Forschenden, die sich im Zuge des wachsenden Weltverkehrs in die unterschiedlichsten Weltgegenden aufgemacht hatten und die ihrerseits oft nicht müde wurden, mit den Gothaer Experten zu korrespondieren, boten deren Publikationen, und hier allen voran die Karten, doch einen willkommenen Resonanzraum, um das eigene wissenschaftliche Tun einem auch an den zeitgenössisch sich ausbildenden Naturwissenschaften interessierten Publikum nahezubringen. In einem solchen Sinne avancierte der Gothaer Perthes Verlag zeitweilig womöglich sogar zu einem kleinen aber feinen Zentrum der sich ausbildenden Ozeanografie, die die Meere auch zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis zu machen trachtete. Auf diese Weise beförderten die Gothaer Kartografen ihrerseits das sich ausbildende globale Kommunikationsnetz, das gerade die Ozeanografen zusehends enger miteinander verband. Die hier immer augenfälliger werdende Aufmerksamkeit für die Meere und Ozeane, und hier vor allem die Hydrografie, sollte dafür sorgen, dass die einstmals schlicht weißen Flächen der Kartenbilder nicht nur blau wurden, sondern zunehmend an weiteren Konturen gewannen: Ob es sich dabei um die jüngst präziser bestimmten Strömungen östlich von Feuerland handelte, die Berghaus, wie einer seiner Kritiker bissig vermerkte, zu kartieren versäumt hatte,

oder um die 1900 zumindest mithilfe von Schwerkraftmessungen in Ansätzen vermessene Tonga-Tiefe. All diese Versuche, die Ozeane zu fassen, so unvollständig sie auch sein mochten, vertrauten auf die Karte als Medium der Anschauung, auf das Netz global ausgreifender Forschungsbemühungen sowie nicht zuletzt auf kartografische Autorität.

Dennoch ist die Geschichte der Gothaer Kartografie der Meere nicht vollständig, wenn man, bei aller Faszination für ihre Fülle und Vielfalt, eine kleine, gleichwohl nicht unerhebliche Tatsache verschweigt: Denn es gibt durchaus einen Schönheitsfehler, der die globale Welt der Gothaer Kartografen ebenso wie die ihrer zahlreichen Mittelsmänner auszeichnet: Und das ist ihr zunehmender eurozentrischer Bias. Waren in früheren Auflagen der „Chart of the World“ etwa noch die lokalen Routen im Golf von Bengalen verzeichnet, der diesen als einen dicht in sich verknüpften Verkehrsraum ausweist, so sucht man diese Linien in späteren Auflagen vergeblich. Auch der zeitgenössisch nach wie vor vorhandene Segelschiffverkehr figuriert im Kartenbild oft nur in dünnen, mit dem bloßen Auge nur schwer auszumachenden Linien; manche Seascapes wie der Indische Ozean, der im 19. Jahrhundert den indischen Subkontinent eng mit Ostafrika eben mithilfe von Segelschiffen verband, sind in den Gothaer Kartenwerken nicht einmal auffindbar. Auch lateinamerikanische Schifffahrtslinien verschwinden in den erweiterten Auflagen. Stattdessen erscheint die globale Welt der Meere als eine von Fortschritt beherrschte Welt zu sein, in der vor allem geplante Kanalbauten und Telegrafienlinien die Möglichkeiten der Technik als Projekte einer künftigen global vernetzten europäischen Moderne ausweisen, die sich ihrer eigenen Überlegenheit stets gewiss war. Durch ihre Fülle an Informationen zeigte die Kartografie der Meere somit eine durchaus partielle Sicht, die sich auch für das Projekt der imperialen Landnahme freilich als überaus gewinnbringend herausstellen sollte, schienen die Karten doch eine geradezu unmittelbare Verfügbarkeit des Planeten nahezulegen. Das Lokale und auch das lokale Wissen traten in dem Zusammenhang zurück zugunsten eines Denkens und Handelns im neu entdeckten Weltmaßstab, der dazu anregte, mithilfe imperialer Unternehmungen auch die letzten weißen Flecken zu tilgen beziehungsweise Messdaten über diese zu erheben. An diesen Unternehmungen hatte die Kartografie der Meere Anteil. Insofern sind auch diese Karten – aller kartografischer Kunst und Ästhetik eingedenk – als Medien eines Zeitalters kolonialer Globalität zu lesen, dessen Schattenseiten und Verwerfungen uns nach wie vor begleiten.

*Prof. Dr. Iris Schröder,
Professorin für Globalgeschichte*

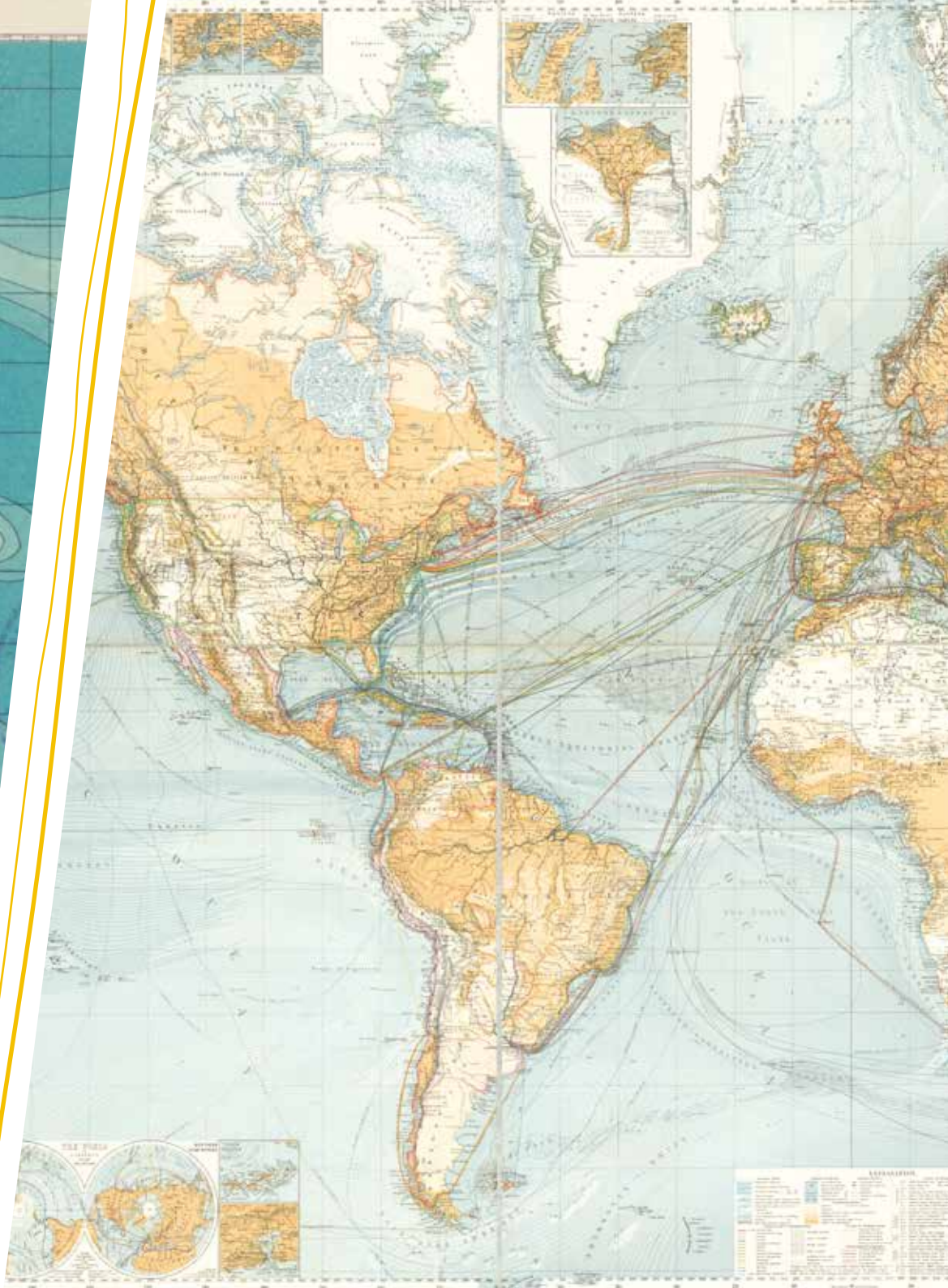
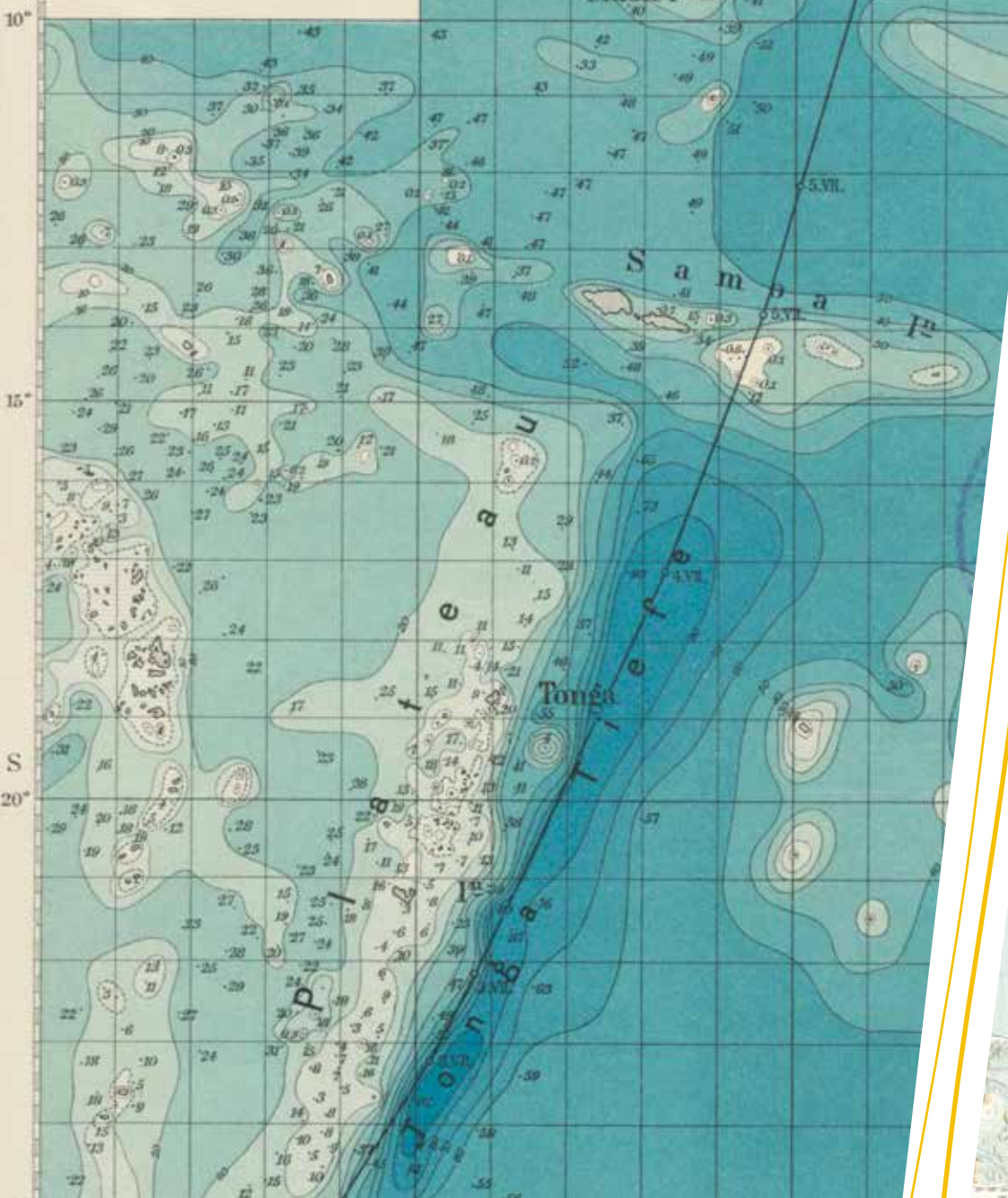


180° Westl. Länge v. Greenw.

175°

170°

Die Tonga-Tiefe und ihre Umgebung.



Eine kulturvergleichende Analyse von Weltbeziehungen



Forschungsskizze zur Bearbeitung von gesellschaftlichen Herausforderungen in der globalisierten Welt

Die Forschungsprogrammatische einer vergleichenden Analyse von Weltbeziehungen, die wir in Zusammenarbeit mit vielen Kolleg*innen am Campus für den Forschungsbau der Universität Erfurt entwickelt haben, knüpft zunächst an Max Weber an, überwindet dann aber (1) seine kognitivistische (auf bewussten „Sinn“) und individualistische (auf den einzelnen Akteur bezogene) Verengung, indem sie auf das „In-die-Welt-gestelltsein“ der Akteure und die Analyse unterschiedlicher Konfigurationen von Selbst-, Sozial-, Ding- und Transzendenzbeziehungen zielt. Sie ermöglicht (2) durch eine interdisziplinäre und kulturvergleichende Herangehensweise eine konsequente Historisierung der vorherrschenden, oft eurozentrischen Beziehungsformen und die Aufdeckung von sozialen Mechanismen sowie Ursachen und Konsequenzen unterschiedlicher Weltbeziehungen. Schließlich (3) fragt sie nach der Ausgestaltung gelingender Weltbeziehungen in pluralistisch verfassten Gesellschaften in unterschiedlichen Weltregionen von der Antike bis in die Gegenwart.

Das von Max Weber begründete kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm einer verstehenden Soziologie ist dadurch gekennzeichnet, dass es sich in grundsätzlicher Weise dafür interessiert, wie Menschen in unterschiedlichen Epochen und Regionen in die Welt gestellt sind, wie sie sich darin verorten und vergemeinschaften. Zum Verständnis dieser Verortung in der Welt bedarf es laut Weber eines den kultur- und sozialwissenschaftlichen Analysen eigenen, spezifischen Ansatzens an den Grundlagen von Handlungsprozessen und – gegen enge Festlegungen etwa auf ein Modell eigennütziger, rationaler Individuen – auch der differenzierten Beschreibung unterschiedlicher Typen des Handelns. Wie unterschiedlich Menschen in die Welt gestellt sein können, kann man aber erst in einer vergleichenden Perspektive sehen, wobei Weber das Ziel verfolgte, durch Kulturvergleiche auch Vorurteile sichtbar zu machen. Der historische und kulturelle Vergleich wird so zu einem zentralen Mittel, um sich von eurozentrischen Selbstverständlichkeiten zu distanzieren.

Allerdings lässt sich Webers Programm im engeren Sinne nicht gut umsetzen, da sein theoretischer Ausgangspunkt nahe am herkömmlichen Modell des rationalen individuellen Akteurs bleibt. Außerdem litt die Analyse religiöser Ordnungen zudem unter einer problematischen Vergleichsstrategie, die in Webers Arbeiten zur indischen Religionsgeschichte vielleicht am deutlichsten hervortritt. Sie setzt ‚Kulturen‘ als Großeinheiten voraus und blendet die interne Heterogenität dieser Ordnungen weithin aus, ebenso wie (gerade in der jüngeren „Verflechtungsgeschichte“ fokussierte) Beziehungen zu jeweils anderen kulturellen Ordnungen und die entsprechenden Übersetzungsprozesse, durch die kulturelle Ordnungen erst ihre konkrete Gestalt erlangen.

Zur Weiterentwicklung des Ansatzes von Weber werden deshalb weitere theoretische Traditionen einbezogen, die gegen die stark intellektualistische Konzeption We-

bers auch das Moment affektiver Attraktion und die Rolle von Erfahrungen hervorheben; die Einbeziehung archäologischer Objekte und der Rückgriff auf Überlegungen zu ihrer agency ermöglicht es, Sinnproduktion auch in der leiblichen Dimension und situative Aneignung für weit zurückliegende Epochen und nicht-europäische Kontexte zu thematisieren.

Auf diesem begrifflich und strategisch erweiterten Forschungsprogramm baut die kulturvergleichende Analyse von Weltbeziehungen auf, die Webers Anliegen neu justiert und konkretisiert. Dieses Programm zeichnet sich durch eine große Bandbreite an theoretischen und methodischen Zugängen und empirischen Forschungsgegenständen aus und es bleibt offen für eine dynamische Erweiterung der Fragestellung. Zugleich ist es aber nicht beliebig, sondern durch eine spezifische Herangehensweise an die Gegenstände gekennzeichnet, die insbesondere die Historizität, die Materialität und die Affektivität von Weltbeziehungen in Praktiken, Institutionen und kulturellen Mustern in den Blick nimmt.

Was verstehen wir unter Weltbeziehungen? Menschen finden sich zunächst physisch in eine räumliche Welt gestellt, die für sie Bedeutung hat: Sie haben ein Weltbild, aber auch ein Weltgefühl. Die Art, wie Menschen sich auf diese Welt bezogen fühlen, wie sie in ihr agieren wollen und können und was sie von ihr erwarten, befürchten oder hoffen, hängt freilich zugleich von ihrem Selbstbild ab, von ihren Vorstellungen davon, wer sie selbst sind und was ihre Aufgaben, Bedürfnisse, Möglichkeiten und Ziele in der Welt sind. Menschen zeichnen sich dadurch aus, dass sie gezwungen sind, zu den Dingen der Welt als positiv oder negativ bedeutsam Stellung zu nehmen. Subjekte orientieren sich hierfür in der Welt mittels einer „Landkarte“, die ihnen anzeigt, was es gibt und wie die Dinge zueinander stehen (Charles Taylor). Zugleich verorten sie sich selbst auf dieser Landkarte und bestimmen ihre Bewegungsrichtung in der biografischen Vor- und Rückschau, auf die sie dann mit dem Versuch der Lebensführung reagieren.

Im Blick auf die formulierte Kritik an Max Weber bzw. in Erweiterung seines Ansatzes verstehender Soziologie geht unser Forschungsprogramm zur Analyse der Weltbeziehungen davon aus, dass diese Stellungnahmen zur

Welt zunächst und zuerst praktische, leiblich und affektiv fundierte Bezugnahmen sind. Menschliche Akteure entwickeln in praktischen Zusammenhängen einen Sinn dafür, welche (dinglichen, sozialen und umgreifenden) Weltausschnitte attraktiv sind, d. h. als wünschens- und begehrenswert, begegnungsaffin und entgegenkommend erscheinen, welche demgegenüber einen repulsiven Charakter tragen, weil sie als feindlich, gefährlich, bedrohlich oder moralisch „schlecht“ erscheinen, und welche Weltausschnitte einfach als indifferent begriffen werden können, weil zu ihnen keine „aufgeladenen“ Beziehungen hergestellt werden. Weltausschnitte können dabei materiale Objekte, Tiere, Pflanzen, andere Menschen oder Menschengruppen, aber auch Geister, Dämonen, Götter etc. sein. Es sind jeweils die materialen und sozialen Handlungspraktiken, in denen der entsprechende Sinn erworben und die korrespondierende habituelle Haltung eingeübt wird. Die Gesamtheit der Attraktionen, Repulsionen und Indifferenzen bildet dann gleichsam die affektive Dimension einer (individuellen oder kollektiven) Weltbeziehung insgesamt ab; sie bildet die Basis für die kognitive Repräsentation oder die Landkarte von Welt, mit der sie in einer konstitutiven Wechselbeziehung steht. Welche konkreten Differenzen sich daraus für die Art und Weise ergeben können, wie sich Menschen in Raum und Zeit gestellt fühlen, zeigt die phänomenologische Forschung: Ihre Weltbeziehungen weisen bedeutsame Unterschiede auf, welche die Folge tiefliegender kultureller Muster sind; z.B. können Orte mit Bedeutungen aufgeladen werden, die sogar Gewalt motivieren (Amselfeld), Gastgeschenke werden in bestimmten Kontexten als korrupte Praktiken gedeutet, in anderen sind sie unerlässliche „Türöffner“.

Grundlegend für die Frage, wie die jeweilige Welt erfahren und angeeignet wird, sind also Formen kulturell unterschiedlicher Weltbeziehungen. Diese Beziehungen werden in konkreten Praktiken geformt und in korrespondierenden Weltbildern kognitiv abgestützt und gerechtfertigt. Kulturelle Traditionen lassen sich dementsprechend danach unterscheiden, zu welchen Menschen, Objekten und Räumen sie jeweils welche Art der Beziehung etablieren, welche (attraktiven oder repulsiven) „Aufladungen“ von Räumen, Zeiten, Dingen oder Menschen sie vornehmen sowie welche Beziehungsmodi zur Welt insgesamt

sie ausprägen, institutionalisieren und reflektieren. Dabei dürfen Kulturen aber keineswegs als monolithische Einheiten betrachtet werden: Kulturelle Kreativität schafft eine ungeheure Dynamik der ständigen Selbst- und Neuerfindung von Traditionen und Bezugnahmen.

Die anvisierte Analyse von Weltbeziehungen geht mithin davon aus, dass Subjekt-Welt-Verhältnisse variabel und transformierbar sind. Daher gewinnt die Frage nach möglichen Merkmalen gelingender oder aber problematischer Weltbeziehungen an Relevanz. Hierfür erweist sich der Begriff der Resonanz als hilfreich: Resonanz beschreibt eine (attraktive) Form der Weltbeziehung, die (nach außen) durch intrinsisches Interesse und (nach innen) durch Selbstwirksamkeitserwartung gebildet wird und in der sich Subjekt und Welt gegenseitig berühren und dabei transformieren können. Resonanz ist dabei kein emotionaler Zustand, sondern ein Beziehungsmodus. Attraktivität, Repulsion und Indifferenz sind dementsprechend unterschiedliche Erscheinungsformen von Weltbeziehungen: Dem Depressiven etwa erscheint die Welt stumm (indifferent) und nicht resonant. Seine Selbstwirksamkeit und seine Fähigkeit, sich berühren zu lassen, sind reduziert. Die Resonanztheorie beruht auf der Grundannahme, dass Resonanzen der Entwicklung der Individuen vorausgehen: Sowohl erfahrende Subjekte als auch begegnende Welt werden geprägt in der wechselseitigen Begegnung.

Die historisch-vergleichende Analyse von Weltbeziehungsmustern soll auf diese Weise fruchtbar gemacht werden für den Versuch, Bedingungen und Realisierungschancen für unterschiedliche Konzepte von Lebensqualität zu bestimmen. Ein besonderes Forschungsinteresse gilt hier der Frage, ob sich gegenüber den dominanten Formen alternative Modi der Weltbeziehung identifizieren lassen, die nicht eine einseitige normative Fixierung auf materiellen Wohlstand und autonome Wahlfreiheit als Indikatoren des Wohlergehens behandeln. Und wenn ja: Lassen sich daraus institutionen- und governance-theoretische, (ordnungs)politische oder (sozial)ethische Konsequenzen für lokale wie globale Gesellschaftsformationen in einer globalisierten Welt ableiten?

*Prof. Dr. Hartmut Rosa,
Direktor des Max-Weber-Kollegs*



Theologie

in religiösen, kulturellen
und politischen
Transformations-
prozessen



Nach Jahrhunderte langer europäischer Dominanz verlagern sich im 20. Jahrhundert sowohl in der Spitze als auch in der Fläche der katholischen Weltkirche die Gewichte. Heute ist der weit überwiegende Teil der insgesamt ca. 1,3 Milliarden Katholik*innen in Südamerika zuhause (ca. 40 Prozent). Knapp ein Viertel der Katholik*innen lebt in Europa, in Afrika ca. 16 Prozent, in Asien und Ozeanien ca. 12 Prozent und in Nordamerika ca. 10 Prozent. In der Gruppe der Kardinäle, die den Papst wählen, erfolgt diese weltweit zu beobachtende Verlagerung in den globalen Süden noch sehr viel langsamer; hier halten sich Europa und Nordamerika einerseits, Afrika, Lateinamerika und Asien/Ozeanien andererseits ungefähr die Waage.

Mit Karol Józef Wojtyła/Johannes Paul II. kam der erste Slawe ins Papstamt. Sein Pontifikat ist mit 26 Jahren eines der längsten der ganzen Kirchengeschichte. Seine Bedeutung für das Ende des Sozialismus in seinem Heimatland Polen und für das Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum ist unbestritten. Nach innen steht sein Pontifikat für eine römisch-katholische Profilschärfung, insbesondere in Fragen der Anthropologie und Sexualmoral, für die scharfe Unterscheidung zwischen Klerikern und Laien sowie insgesamt für eine Konsolidierung und Fixierung hierarchischer Strukturen. Fast während seiner gesamten Amtszeit stand ihm Joseph Ratzinger, der zuvor Theologieprofessor und dann knapp fünf Jahre Erzbischof der deutschen Erzdiözese München-Freising war, als Präfekt der Glaubenskongregation, der Nachfolgeinstitution der römischen Inquisition, eng zur Seite. Er wurde 2005 zum Papst gewählt, gab sich den Namen Benedikt XVI. und übte dieses Amt bis zu seinem Rücktritt im Jahr 2013 aus. Er setzte die Programmatik seines Vorgängers in vielerlei Hinsicht fort. Viele Angehörige der Kirche, Gläubige wie Verantwortliche in der Pastoral, in Schule und Wissenschaft, entfremdeten sich mehr und mehr von der Kirchenleitung; eine Minderheit unterstützte diesen tendenziell restaurativen Kurs aber auch.

Mit dem Nachfolger im Papstamt, Jorge Mario Bergoglio/Franziskus, kam ein Argentinier an die Spitze der Weltkirche. Mit ihm verbinden sich Begriffe, die auf eine bewusste Entwicklung und aktive Erneuerung im kirchlichen Selbstverständnis und kirchlichen Leben hindeuten: Seine häufig und prononciert vorgetragene Voten zugunsten einer Dezentralisierung der Kirche und der Stärkung synodaler Prozesse lassen auf eine Verlagerung der Gewichte in der Leitung der Weltkirche hoffen, die in der Vergangenheit immer stärker an das römische Zentrum, also an den Papst und seine Kurie, gezogen worden war. Dezentralisierung und Synodalität im Sinne programmatischer Äußerungen von Franziskus stärken demgegenüber (zumindest) die bischöfliche Leitungsgewalt. Diese Begriffe stehen also (noch) nicht für eine Stärkung der Basis, sondern zunächst nur der Kirchenleitungen vor Ort gegenüber der römischen Zentrale; strukturelle Konsequenzen solcher Dezentralisierung, mit der auch eine Rücknahme päpstlicher Vollmachten einhergehen müsste, sind bisher allerdings auch auf dieser Ebene noch nicht zu erkennen. Gegenüber dogmatischen Fragen und einer Schärfung der Doktrin, wie sie in den Vorgängerpontifikaten forciert worden waren, gilt Franziskus' Interesse pastoralen, ökologischen und auch ökonomischen Fragen. Ihm ist es um die Lebensrelevanz des christlichen Glaubens zu tun – von den Sorgen und Nöten der Familien bis zu den großen Herausforderungen einer kapitalistisch geprägten Weltwirtschaft. Seine Schreiben dazu (Laudato si' 2015; Fratelli tutti 2020) haben auch über den religiös-kirchlichen Kontext hinaus große Beachtung gefunden. Eine dritte Säule, die sich mit seinem Pontifikat verbindet, ist der interreligiöse Dialog insbesondere zwischen Katholik*innen und Gläubigen der islamischen Welt.

Das Pontifikat dieses Jesuiten vom anderen Ende der Welt fällt in eine Phase gravierender kirchlicher, weltweit zu beobachtender Transformationen und prägt diese

Umbrüche durch die Art und Weise, wie Franziskus es gestaltet, selbst mit. Dabei fällt auf, dass es weniger konkrete Reformschritte als programmatische, nicht immer eindeutig interpretierbare Äußerungen des Papstes sind, die hier eine Rolle spielen. Ob der inneren Erneuerung, die er initiiert, am Ende auch institutionelle Korrekturen folgen werden, bleibt abzuwarten. Die Reformbedarfe erscheinen jedenfalls immens. Ort und Aufgabe der katholischen Kirche in den Gesellschaften und Kulturen dieser Welt sind je neu zu bestimmen. Säkularisierungsprozesse einerseits, das Erstarken evangelikaler und charismatischer Bewegungen andererseits fordern zur Reflexion und Reform des kirchlichen Selbstverständnisses und kirchlicher Praxis heraus. Seit langem ringen Katholik*innen darum, dass ihre Kirche als Institution, also in Lehre, Ethos und Struktur, mit den geistigen und zivilisatorischen Errungenschaften der Moderne Schritt halte und identitären sowie populistischen Versuchungen zu widerstehen vermöge. Eine grundstürzende Erschütterung brachte die weltweite Aufdeckung sexualisierter Gewalt, die Kleriker über Jahrzehnte im Schutz der kirchlichen Institution an Kindern, Jugendlichen und (Ordens-)Frauen verübt haben. Hier tritt nicht erst in diesen Jahren, aber nun nicht mehr zu leugnen, ein eklatantes System- und Leitungsversagen der Kirche zutage, das auf eine grundlegende Reflexion und Revision kirchlicher Strukturen drängt. Damit wiederum verbinden sich die großen Themen unserer Tage, die natürlich auch religiöse Institutionen herausfordern: Achtung der Autonomie und Würde der Person; Machtkontrolle und Gewaltenteilung; Partizipation und Rechtsbindung; Geschlechtergerechtigkeit.

Wie kann eine Weltkirche, wie kann dieser älteste „global player“ der Welt, solchen Herausforderungen – und weitere ließen sich leicht ergänzen – gerecht werden? Welche ideellen und welche strukturellen Umbrüche sind zu gewärtigen und wie sind sie gut zu gestalten? Wie prägen sie Fremd- und Selbstwahrnehmung, Administration und Politik der katholischen Kirche? Inwiefern verändern sie liturgische, pastorale und rechtliche Praxis der Kirche, Glaubensüberzeugungen und Ethos, Identität und Selbstverständnis der Katholik*innen? Welche neuen beruflichen Perspektiven eröffnen sich für angehende

Theolog*innen, wie verändern diese wiederum das institutionelle Erscheinungsbild und die Präsenz der katholischen Kirche in unserer Gesellschaft, aber beispielsweise auch Verhältnis von Kirche und Staat? Wie sind all diese Entwicklungen zu deuten? Handelt es sich um „normale“ Transformationen und erwartbare Entwicklungen gewachsener Traditionen oder stehen radikale Reformen bevor, vielleicht sogar die Liquidation des römischen Katholizismus und damit eine paradigmatische Verschiebung der konfessionell geprägten Christentümer? Wer oder was steuert diese Transformationsprozesse und sind sie überhaupt steuerbar? Für die Theologie ist die Analyse und Interpretation dieser Prozesse ebenso spannend wie die Entwicklung tragfähiger Zukunftsperspektiven sowohl für die ideelle als auch für die institutionelle Gestalt der katholischen (Welt-)Kirche. Dabei darf nicht aus dem Blick geraten, dass immer auch die umgebende Gesellschaft betroffen ist, wenn eine ihrer großen Institutionen sich tiefgreifend wandelt.

In seiner apostolischen Konstitution *Veritatis Gaudium* (2017) über die Aufgaben und Möglichkeiten theologischer (Aus-)Bildung hat Papst Franziskus die theologische Forschung und Lehre als „kulturelles Laboratorium“ bezeichnet, das „für eine Kirche im Aufbruch ein unverzichtbarer Wert [sei]. Das gilt umso mehr heute, da wir nicht nur eine Zeit des Wandels, sondern einen regelrechten Zeitenwandel erleben, der von einer umfassenden anthropologischen und sozio-ökologischen Krise gekennzeichnet ist“. Es bedürfe intellektueller Anstrengung und kultureller Entwicklung. Angezeigt sei nicht weniger als ein „radikaler Paradigmenwechsel, ja mehr noch, ... eine[.] mutige[.] kulturelle[.] Revolution“ (*Veritatis Gaudium*, Nr. 3).

Kulturelle Revolutionen brauchen eine kritische Beobachtung und valide Evaluation und eine möglichst optimale Kooperation verschiedener Köpfe und Kompetenzen aus Theorie und Praxis, Wissenschaft und Pastoral. Mit dem Wintersemester 2021/22 startet in internationaler Zusammenarbeit der Universitäten Erfurt, Salzburg und Leuven die „European Graduate School for Research: Theology in religious, cultural and political Processes of Transformation“. Die Systematiker*innen Judith Gruber (Leuven), Gregor Maria Hoff (Salzburg) und Julia Knop

sowie der Liturgiewissenschaftler Benedikt Kranemann (beide Erfurt) haben das Projekt gemeinsam auf den Weg gebracht. Zusammen mit Predocs, Docs und Postdocs, die in den kommenden Jahren mittels Stipendien beteiligt werden sollen, bringen sie spezifische Expertise ein. Während in Leuven in den vergangenen Jahren intensiv über die Befreiungstheologie geforscht worden ist, stehen in Salzburg schon länger Fragen der Religions- und Kulturtheorie im Vordergrund. In Erfurt wird seit Langem auch im Theologischen Forschungskolleg über Fragen von Theologie, Kirche und Säkularisierung gearbeitet. Im Rahmen der European Graduate School for Research werden kleine Teams an den drei Standorten arbeiten.

Das Forschungsteam hat in verschiedenen Kontexten bereits zusammengearbeitet: Aktuell ist ein internationales Publikationsprojekt in Arbeit, das sich mit der Rezeption der Amazonas-Synode in und für Europa beschäftigt. Mit Theolog*innen aus Mittel-, Ost- und Westeuropa zusammen arbeitet das Team über die Veränderungen, die die Corona-Pandemie für Kirche, Pastoral und auch die Theologie mit sich gebracht hat. Für das in Erfurt ansässige Theologische Forschungskolleg und das integrierte Nachwuchskolleg Theologie – Tradition – Transformation eröffnen sich damit weitere Perspektiven für Internationalisierung und Interdisziplinarität. Die Vernetzung wird sowohl digital als auch durch Workshops und Forschungsaufenthalte vor Ort gewährleistet. Die Docs und Postdocs sollen dabei auch vom wissenschaftlichen Profil der unterschiedlichen Hochschulen profitieren. Fellows, die an den verschiedenen Orten und im Gesamtprojekt mitarbeiten werden, werden ebenfalls zur Kooperation beitragen. Eine gemeinsame Betreuung von Promovierenden ist geplant, außerdem Exkursionen, Tagungen und gemeinsame Publikationen. Am Projekt, das zunächst auf drei Jahre angelegt ist, sollen weitere Forscher*innen, auch über Erfurt, Leuven und Salzburg hinaus, partizipieren.

*Prof. Dr. Julia Knop, Professorin für Dogmatik,
und Prof. Dr. Benedikt Kranemann,
Professor für Liturgiewissenschaft*



DIE OLYMPISCHE WAFFENRUHE UND DIE IDEE DES WELTFRIEDENS

Im 2. Jahrhundert n. Chr. besuchte der griechische Gelehrte Pausanias (um 115 – um 180 n. Chr.) auf der Peloponnes die Landschaft Elis und insbesondere auch den Austragungsort der seinerzeit dort alle vier Jahre stattfindenden Olympische Spiele, zu denen Athleten und Besucher aus der ganzen griechischen Welt nach Olympia kamen. Seiner Leserschaft berichtet er über das, was er dort sah:

„Es gibt hier auch andere Opfergaben: eine Liege von nicht großer Größe und größtenteils mit Elfenbein verziert, den Diskos des Iphitos sowie einen Tisch, auf dem die Kränze für die Sieger ausgelegt waren. Die Liege soll ein Lieblingsstück der Hippodameia gewesen sein. Auf dem Diskos des Iphitos ist die *ekecheiria* eingeschrieben, welche die Leute von Elis bei den Olympien ausrufen; die Inschrift ist dabei nicht in einer geraden Linie geschrieben, sondern die Buchstaben laufen in einem Kreis um den Diskos herum. Der Tisch wiederum ist aus Elfenbein und Gold gefertigt.“ (Pausanias 5,20,1)

Drei Museumsstücke also konnte Pausanias in Olympia besichtigen: eine Liege der Hippodameia, der Tochter des mythischen Königs von Elis, einen Tisch aus Gold und Elfenbein und einen Diskos, der einst Iphitos gehörte und auf dem der Text einer *ekecheiria* stand. Über Iphitos hatte Pausanias bereits zuvor angegeben:

„Iphitos, ein Zeitgenosse des Lykourgos, der den Spartanern die Gesetze aufzeichnete, stiftete den *agon* in Olympia und stellte die Olympische Festfeier und die *ekecheiria* wieder her, die seit langer Zeit ausgefallen waren. ... Als nämlich Griechenland durch innere Streitigkeiten (*emphyliai staseis*) und eine pestartige Krankheit zerrüttet war, kam dem

Iphitos in den Sinn, den Gott in Delphi (Apollon) um eine Lösung von dem Übel zu bitten, und es heißt, er habe von der (Apollon-Priesterin) Pythia den Auftrag erhalten, daß er selbst und die Leute von Elis den *agon* von Olympia erneuern müssten.“ (Pausanias 5,4,5-6)

Eine Pandemie und soziale Unruhen also standen dieser Tradition zufolge am Anfang der Erneuerung des *agon* (Wettkampfs) in Olympia. Die Lösung, die von der Priesterin des Orakelgottes Apollon in Delphi dafür bestimmt wurde, war eine Wiederherstellung des Wettkampfs und der mit ihm verbundenen *ekecheiria*.

Das letztgenannte Wort bedeutet wörtlich eine durch das Hochhalten der Hände – aus diesen beiden Wortbestandteilen ist das Wort zusammengesetzt – markierte Friedensgeste, im genannten Zusammenhang aber offenbar eine schriftliche Vereinbarung, mit der die zuvor genannten inneren Streitigkeiten beendet werden sollten. Iphitos wird dabei als Zeitgenosse des mythischen Begründers der spartanischen Rechtsordnung Lykourgos bezeichnet und so in eine mythische Vorzeit datiert. Er habe, so die Vorstellung, die einst vom Zeus-Sohn Herakles begründeten Spiele erneuert; dem Herakles nämlich wies man die Begründung der alten Olympischen Spiele und der mit ihnen verbundenen ersten *ekecheiria* zu (Polybios 12,26,2). Den Beginn der neuen Olympischen Spiele datierte man später auf das Jahr, das in unserer Zeitrechnung 776 v. Chr. heißt.

Der Begriff *ekecheiria* findet sich in der erhaltenen Literatur bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. Er bezeichnet eine Waffenruhe zur Beendigung eines Konflikts zwischen einzelnen Poleis (Stadtstaaten), so etwa auf einer Inschrift, die 416 v. Chr. am Ende einer Auseinandersetzung zwischen Athen und Argos auf der Peloponnes stand (HGIÜ 129). Auf Olympia bezogen erfahren wir vom Historiker Thukydides (5,49–50), dass die Spartaner vier Jahr zuvor wegen eines Angriffs auf eine Festung in Elis der dort bereits verkündeten *ekecheiria* von den Spielen ausgeschlossen wurden; die Spartaner widersprachen dem, da ihnen diese Waffenruhe zum Zeitpunkt des Angriffs noch gar nicht bekannt gewesen sei. Die Waffenruhe wurde also, wie aus dieser Episode zu schließen ist, in allen griechischen Poleis verkündet; gelten sollte sie einen – als „Heiliger Monat“ (*hieromenia*) bezeichneten –

Monat lang, später wurde ihre Dauer für die An- und Abreise der Beteiligten verlängert.

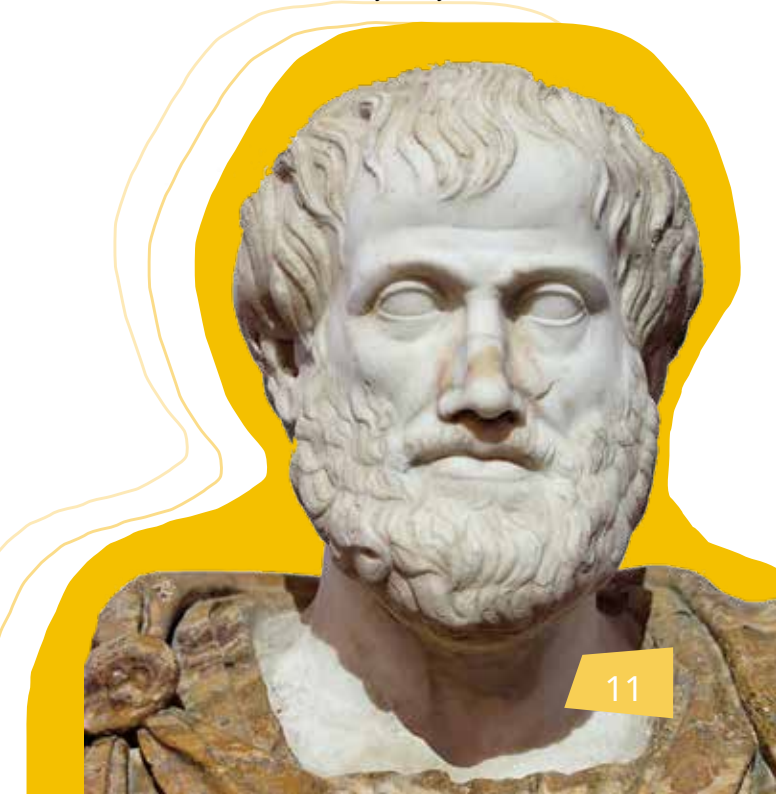
Mit einer uralten, ja mythischen Zeit also sah sich Pausanias beim Anblick des Diskos des Iphitos mit seiner Inschrift konfrontiert; der *ekecheiria* begegnete er in Olympia auch in Gestalt einer Statue, die als personifizierte *Ekecheiria* den Iphitos bekränzend dargestellt war (Pausanias 5,10,10 und 26,2; die Statue ist nicht bis heute erhalten geblieben). Der (ebenfalls nicht erhaltene) Diskos wurde bereits im 4. Jh. v. Chr. vom großen Philosophen Aristoteles (Fragmente 533 und 611,10) als Beleg dafür angesehen, dass Iphitos die *ekecheiria* zum gemeinsamen Wohl (*koinon agathon*) eingerichtet habe. Dass dieses Schaustück wohl ebenso wie der angebliche Beginn der Olympischen Spiele 776 v. Chr. (re-)konstruiert worden war – Inschriften aus mythischer Zeit sind ja historisch völlig unwahrscheinlich –, ist dabei unerheblich: Man glaubte jedenfalls anhand eines handgreiflichen Museumsstücks fest an eine enge Verbindung der Olympischen Spiele mit der *ekecheiria*, mit der stammesinterne Streitigkeiten (*emphyliai staseis*) beendet wurden.

Es ist diese mit dem mythischen Iphitos verbundene Vorstellung eines gemeingriechischen Stammes (*phyle*), die zeigt, worin das Besondere sowohl der Olympien als auch der *ekecheiria* liegt: Die einzelnen griechischen Poleis waren ja eigentlich unabhängige politische Einheiten. Als solche erlebten sie sowohl interne Zwistigkeiten, die man als *staseis* (wörtlich „Stehenbleiben“) bezeichnete, also als stures Stehenbleiben verfeindeter Parteien, meist im Sinne eines Bürgerkriegs innerhalb der Polis. Sie standen aber auch mit anderen Poleis oft im handfesten Streit, ja Krieg. Indem die *ekecheiria* die Bewohner aller griechischen Poleis als Angehörige eines einzigen „Stammes“ und die Konflikte zwischen den Poleis als bloß interne *staseis* ansieht, befördert sie die Vorstellung einer gesamtgriechischen Gemeinschaft, die zumindest während der gesamtgriechischen Olympischen Spiele die Waffen ruhen lassen sollte.

Diese Vorstellung einer die ganze griechische Welt umfassenden Waffenruhe wurde so zur Keimzelle der Vorstellung eines allgemeinen Friedens als einen allgemeinen Guts (*koinon agathon*), als die ja bereits Aristoteles

die *ekecheiria* bezeichnet hatte. Am Anfang der Neugründung der Olympischen Spiele im späten 19. Jahrhundert steht tatsächlich die Vorstellung, dass sich die „Jugend der Welt“ in sportlichen Wettkämpfen, nicht im Krieg messen solle und so eine internationale Verständigung gefördert werden könne. In der gleichsam größer gewordenen Welt geht es nun nicht mehr um einen gesamtgriechischen Frieden, sondern um einen – wenn auch zeitlich begrenzten – Weltfrieden, zu dem seit einigen Jahren die Vereinten Nationen anlässlich bevorstehender Olympischer Spiele aufrufen. Zudem wurde im Jahr 2000 vom Internationalen Olympischen Komitee (IOC) die „Stiftung für den Olympischen Frieden“ gegründet. In den Dokumenten dieser Stiftung wie auch der Vereinten Nationen, die wenigstens während der Olympischen Spiele eine weltweite Waffenruhe fordern, wird dabei immer wieder auf die antiken Zeugnisse Bezug genommen – und auf die dem Mythos zufolge von Iphitos (wieder-)eingeführte *ekecheiria*.

Prof. Dr. Kai Brodersen,
Professor für Antike Kultur



Weltbeziehungen in der Technosphäre



Die fatale Selbsttäuschung des technischen Fortschritts

Die gesamte Masse der vom Menschen geschaffenen Artefakte ist inzwischen größer als die gesamte Biomasse der Biosphäre. Seit einigen Jahren wird dies als „Technosphäre“ bezeichnet, d.h. als eine sich neuformierende Stufe der Evolution des Erdsystems, durch die ein „hybrider Planet“ entsteht, in dem die technisch mediatisierten materiellen und energetischen Transformationen geologische Dimensionen erreicht haben. Dies ist ein wichtiges Merkmal des Anthropozäns und definiert damit die Welt, in der wir leben.

Dies wirft zwei Fragen auf: Erstens, welche Beziehung besteht zwischen Technosphäre und Biosphäre? Zweitens, welche Rolle spielt der Mensch in der Evolution der Technosphäre? Ohne Zweifel ist die Wirtschaft der wichtigste Treiber, vor allem seit dem Beginn der Industrialisierung, erst recht in der „Großen Beschleunigung“ seit dem Zweiten Weltkrieg. Oft wird daher kritisch angemerkt, dass das Anthropozän eher ein „Capitalozän“ sei. Doch wird dann übersehen, dass die Organisation der Wirtschaft selbst eine Technologie ist: Märkte sind Technologien der Allokation von Gütern. Vor allem ist das Geld eine fundamentale Kulturtechnik: Das wird derzeit beim Aufstieg digitaler Währungen augenfällig, deren Erzeugung und Verteilung inzwischen so viel Energie verbraucht wie kleinere Volkswirtschaften – obgleich die diversen ‚x-coins‘ noch eine nur marginale Rolle spielen.

Die Wirtschaftswissenschaft gibt widersprüchliche Antworten, was die Frage der Beziehung zwischen Wirtschaft und Technologie angeht. Einerseits gibt es die Vorstellung des heroischen Unternehmertums (Elon Musk entspricht dem), wo technischer Fortschritt ständig durch Visionäre (Visionärinnen sind eher selten mitgedacht, Bertha Benz und vielen anderen zum Trotz) vorangetrieben wird. Andererseits wird betont, dass der Wettbewerb auf Märkten durch niemanden kontrollierbar und überschaubar ist, sodass technischer Fortschritt nicht plan- und machbar ist. Die Evolutionsökonomik, eine Teildisziplin der Wirtschaftswissenschaften, erklärt technologische Evolution in Analogie zu biologischer Evolution: Das bedeutet, dass sie zwar durch menschliches Handeln angetrieben wird, aber in autonomen Dynamiken verläuft. Einfach gesagt, findet technischer Wandel weitestgehend durch ständige, oft zufallsgetriebene Rekombination vorhandener Technologien statt, wodurch neue Artefakte entstehen, die wiederum neu kombiniert werden. Daraus folgt, dass der Raum technischer Möglichkeiten über alle Maßen wächst, und davon nur ein einziger Pfad auch realisiert wird.

Die Menschen projizieren auf diesen Pfad ihre Idee des „technischen Fortschritts“, aber tatsächlich dürfte es immer nur um lokale Verbesserungen gehen: Wir wissen einfach nicht, welche anderen möglichen Technologien nie entdeckt werden, und können also gar nicht zweifelsfrei behaupten, dass der Weg, den wir gehen, auch „Fortschritt“ sei. Ein instruktives Beispiel dafür ist der Verbrennungsmotor: Am Anfang seiner technischen Entwicklung gab es die Alternative des Elektromotors, sie wurde aber nicht weiterverfolgt. Heute wissen wir, dass der Verbrennungsmotor ein wichtiger Treiber

der Erderwärmung ist, und unternehmen große Anstrengungen, den Elektromotor zu etablieren: Mehr als ein Jahrhundert möglicher technischer Fortschritt sind verlorengegangen.

Die konkreten Mechanismen der Evolution der Technosphäre sind noch wenig erforscht, weil der Glaube in ihre Kontrollierbarkeit durch den Menschen tief sitzt: Wir sind einem anthropozentrischen Weltbild verhaftet, Reflex der hegemonialen Religionen und Ideologien, die sich Hand in Hand mit der Industrialisierung und Modernisierung weltweit verbreitet haben. Wir unterliegen einer fatalen Selbsttäuschung, die inzwischen die Biosphäre an den Rand des Zusammenbruchs treibt: dass wir mithilfe der Technologie alle Probleme lösen können. Dadurch fördern wir die immer weitergehende Ausdehnung der Technosphäre zu Lasten der Biosphäre. Technik soll die Probleme lösen, die Technik erzeugt. Damit soll nicht gesagt werden, dass lokaler Fortschritt immer eine Illusion ist: Der grandiose Erfolg bei der Entwicklung von Impfstoffen gegen COVID-19 lässt sich kaum bestreiten. Gleichwohl sind die langfristigen systemischen Zusammenhänge noch offen, gerade was die globale Dimension der Pandemie angeht (wie das indische Beispiel gerade verdeutlicht). Das wirtschaftlich-technische System der Impfstoffproduktion und -verteilung könnte die Ungleichheiten zwischen Arm und Reich weiter verschärfen – und damit auch den Anfangserfolg konterkarieren.

Ein wichtiger Aspekt der Beziehung zwischen Technosphäre und Biosphäre ist, dass Artefakte auch Hybride sind: Die Hühner in Legebatterien sind zwar (noch) Lebewesen, aber Teil der Technosphäre. Tatsächlich ist ein Modus der Expansion der Technosphäre die Instrumentalisierung der Biosphäre für menschliche Zwecke: Ein Beispiel dafür sind die sogenannten „Ecosystem Services“ oder „nature based solutions“ (NBS), die von der EU als ein Schlüssel in der „Green transformation“ propagiert werden. Auch diese sind anthropozentrisch gedacht, die Natur wird in den Dienst des Menschen gestellt. Beispielsweise werden Maßnahmen wie die grüne Bedachung propagiert, um Folgen der Erderwärmung zu lindern. Damit wird aber keineswegs die expansive Dynamik hinterfragt, die weltweit die Urbanisierung vorwärtstreibt. Die menschliche Landwirtschaft operiert in der Biosphäre, ist

aber eindeutig Teil der Technosphäre. Sie ist die wichtigste Ursache für den globalen Rückgang der Artenvielfalt: Es gibt urbane Großräume, die sogar eine höhere Artenvielfalt aufweisen als ihr landwirtschaftlich genutztes Umfeld.

Bislang konkurrieren Biosphäre und Technosphäre direkt miteinander. Ein einfaches Maß dafür ist die „Human appropriation of Net Primary Production“, also die menschliche Aneignung der durch Photosynthese geschaffenen Biomasse: Hierzu gehört nicht nur der menschliche Konsum, sondern auch die Inanspruchnahme von Territorium, das anderenfalls durch Pflanzen genutzt würde, etwa durch Straßenbau. Hier zeigen sich sofort die Grenzen des technologischen Optimismus selbst in der ökologisch orientierten Wirtschaft: Denn erneuerbare Energien sind typischerweise flächenintensiv, wie vor allem Solarenergie. Sie mögen zwar einen wichtigen Beitrag dazu leisten, die CO₂-Emissionen zu reduzieren, aber sie können weiterhin das Wachstum der Technosphäre zu Lasten der Biosphäre antreiben, mit negativen Folgen etwa für die Biodiversität. Auch mit Erneuerbaren kann die Technosphäre weiter zu Lasten der Biosphäre wachsen.

Kann dieses Dilemma gelöst werden? Meiner Ansicht nach setzt dies den grundlegenden Wandel von einem anthropozentrischen zu einem geozentrischen Weltbild in der Wirtschaft voraus. Das heißt zunächst, dass wir die Technologie nicht mehr unter dem Blickwinkel betrachten, wie sie dem Menschen dient, sondern welche Folgen und Funktionen die Evolution der Technosphäre für das Erdsystem hat, insbesondere in der Beziehung zur Biosphäre. Wir fragen also nicht mehr: Was sind die „Ecosystem Services“ für den Menschen, sondern für die Biosphäre?

Ich möchte das am Beispiel der NBS konkret machen: Städte konkurrieren mit Pflanzen und Tieren um Territorium. Wenn es gelänge, diese Beziehung zu einer symbiotischen umzugestalten, wäre einiges gewonnen. Solche Konzepte werden seit langem diskutiert (etwa „biophile Städte“). Doch wer entscheidet über die Umsetzung? In einem geozentrischen Weltbild müssen die Menschen bereit sein, Kontrolle abzugeben, sozusagen der Biosphäre „Stimme geben“. Ein Ansatz, der zurzeit diskutiert wird, besteht darin, Städte „verwildern“ zu lassen. Das bedeutet, Städte so zu gestalten, dass Raum für „wildlife“ geschaffen

wird, das sich autonom und ohne direkte menschliche Intervention entfaltet. Nehmen wir das Beispiel der „grünen Bedachung“. Sie kann ausschließlich als „Naturtechnik“ behandelt werden, die Probleme des Menschen zu lösen hilft. Oder wir betrachten sie als Bestandteil der Schaffung von Ökosystemen in der Stadt, die freies und autonomes evolutionäres Potenzial der Biosphäre schaffen. Das heißt, die Dächer werden ökologisch integriert gestaltet mit den Parks in der Umgebung, der Begrünung von Straßen und Plätzen und so fort. Dieses Ökosystem entfaltet sich innerhalb von Leitplanken, die durch das Zusammenleben mit den Menschen definiert sind, bleibt aber sonst autonom. Dadurch werden Zonen der symbiotischen Überlappung von Technosphäre und Biosphäre geschaffen. Entstehen Konflikte, muss es einen Rechtsrahmen geben, der einen Interessenausgleich gewährleistet, und nicht die Interessen des Menschen selbstverständlich bevorzugt. Dabei muss es Formen der Repräsentation biosphärischer Interessen geben, in Anlehnung, aber radikaler Erweiterung von Organisationsformen wie dem Tierschutz.

Indem wir Menschen den Interessen aller lebenden Wesen Raum schaffen, geben wir nur scheinbar unsere Autonomie ab. Denn wir kooperieren mit allen anderen Wesen der Biosphäre, um unsere Autonomie gegenüber der Technosphäre wieder herzustellen. Dazu müssen wir Beziehungen der Anerkennung herstellen, also das Konzept der „Rechte“ auf die Biosphäre ausweiten, ebenso wie dies in der Aufklärung mit Blick auf die Menschenrechte geschehen ist. Nur scheinbar geben wir dann menschliche Rechte auf, denn in der heutigen Welt sind wir oft nur Getriebene des sogenannten technischen Fortschritts, gefangen in der Illusion, diesen kontrollieren und zu unserem Besten einsetzen zu können.

Der Verbrennungsmotor wäre nie durchgesetzt worden, hätte man auf die Pferde gehört, die ihr Missfallen über Gestank und Lärm nachdrücklich geäußert hatten – und die durchaus von ihren menschlichen Partnern dabei unterstützt wurden – wie dem „Eisernen Gustav“. Dann würden wir jetzt auf eine mehr als hundertjährige Geschichte des Elektromotors zurückblicken.

*Prof. Dr. Carsten Herrmann-Pillath,
Fellow am Max-Weber-Kolleg*

Die kommunikative Bewältigung DES GLOBALEN WANDELS

Dass die Corona-Pandemie zum Brennglas für gesellschaftliche Missstände taugt, ist inzwischen ein Allgemeinplatz in öffentlichen Debatten. Dieses Brennglas zeigt aber nicht nur soziale Schieflagen im Land, sondern es sagt auch einiges über den Zustand der Globalisierung aus. Diese wurde nicht selten eher mit der okkulten Glaskugel betrachtet, in der die Welt allzu schnell als globales Dorf erschien, in dem sich der technisierte Mensch durch Raum und Zeit vernetzte und automatisch zu neuen globalen Sozialformen beitrug (globale Gemeinschaft). Eine verfrühte Diagnose, wie sich herausgestellt hat. Natürlich zeigt die Pandemie, wie die Welt zusammengerückt ist, wenn Viren in Windeseile zahlreiche Landesgrenzen zusammen mit ihren menschlichen Träger*innen überschreiten, Konsument*innen durch Lieferschwierigkeiten die Globalisierung des Handels zu spüren bekommen und Politiker*innen sich weltweit nicht mehr die Hände schütteln, sondern die Ellenbogen aneinander drücken. Dieser Ellenbogencheck ist aber nicht nur ein neues Symbol der politischen Kommunikation in Pandemielage, sondern auch Sinnbild für globale Abgrenzungspraktiken. Wenden wir also den Blick zurück unter die pandemische Lupe, sehen wir, dass die Antworten auf die globale Krise überraschend lokal ausfallen. Begonnen beim erstarkten anti-asiatischen Rassismus über subtile Formen der Konstruktion kultureller Differenzen (von kultureller Andersartigkeit vermeintlich gehorsam Maske tragender Asiat*innen und einem vermeintlichen Unbehagen freier Europäer*innen an der Vermaskung des Gesichts als Resonanzraum war zu hören) bis hin zu einer Ignoranz insbesondere der „westlichen“ Öffentlichkeiten, von den Epidemie-Erfahrungen im „globalen Süden“ zu lernen. Kurz: Der globale Vergleich von Todesstatistiken und Inzidenzzahlen funktionierte in der medialen Vermittlung gut, eine globale anerkennende und dialog-orientierte Suche nach Antworten eher weniger. Die Quantität grenzüberschreitender Kontakte und Kommunikation lässt also nicht zwangsläufig auf einen Qualitätsschub der Globalisierung schließen.

Unter Globalisierung soll hier nicht nur die globale Verbreitung unterschiedlichster Symbole und Praktiken verstanden werden – Menschen nutzen weltweit Smartphones und Social Media, gehen zu McDonalds oder partizipieren am Welthandel –, sondern es geht vielmehr um die Frage, ob der direkte und indirekte globale Kontakt von Menschen auch zu neuen Organisations-, Wissens-, und Handlungsformen beiträgt. Einfach gesagt: Was sind die Mechanismen, Hindernisse und Potenziale der interaktiven globalen Auseinandersetzung von Menschen miteinander?

Aus der Sicht globaler Kommunikationsforschung sind daran zwei Perspektiven interessant. Die erste beschäftigt sich mit der Frage der medialen Weltöffentlichkeit, die Leistung der Massenmedien also, über Grenzen hinweg eine Sphäre geteilter globaler

thematischer Orientierung zu etablieren und quasi ein indirektes globales Gespräch zu ermöglichen. Nach allem, was wir bisher aus der Forschung wissen, agieren die klassischen Massenmedien zu großen Teilen nach wie vor als nationale Weltbildapparate, die nur ausschnittshafte und hochgradig stereotype Weltbilder an ihr lokales Zielpublikum vermitteln. Man kann hier einmal auf das Afrikabild oder die Berichterstattung über die islamische Welt in deutschen Medien achten und wird feststellen, dass es sich um eine oft negativ zugespitzte Aufmerksamkeit handelt, die viele lokale Entwicklungen und Akteure außen vor lässt. Nun, so könnte man entgegen, sind es heute gar nicht mehr die klassischen Massenmedien, die uns die Welt nahebringen, sondern die sozialen Medien. Die erlauben zwar alternative Kontaktzonen mit der Welt, doch wird zu Recht wissenschaftlich bezweifelt, dass die individuelle Recherche nach Weltwissen in der oft unprofessionellen Geschwätzigkeit des Internets zu qualitativ verbesserten Bildstrukturen oder nachhaltigen globalen Kontakten führt.

Neben den „medialen Weltbeziehungen“ richtet sich die zweite Perspektive auf die globale Kommunikationsfähigkeit lokaler Individuen und Gruppen, die auch jene Kommunikationsprozesse einschließt, die sich nicht mittels Medien ergeben. Wie steht es also um die „Weltbeziehung der Lebenswelt“?

Betrachten wir die globale Kommunikation im Alltag von Menschen hinkt der Vergleich mit dem globalen Virus, dessen Mitreise weder an kulturellen noch nationalen Grenzen Halt macht. Die soziale Kommunikation hingegen migriert nicht automatisch mit, was wir an jenen mobilen Eliten beobachten können, die trotz globaler Vernetzung in eurozentrischen Wissensresiduen verharren oder mit ihrer eigenen Internationalität sogar rechtsnationale Orientierungen verbinden. Die Vision einer Weltgemeinschaft ist noch lange nicht viral gegangen.

Es zeigt sich vielmehr, dass der Umgang mit globalem Wandel eine Vielfalt von passiven und aktiven, gestaltenden und abwehrenden Interpretationen, Haltungen und Handlungen erzeugt. Diese sind eng verknüpft mit kommunikativen Erfahrungen. Denn die Paradoxien der alltäglichen globalen Anschlusskommunikation zeugen nicht daher, dass Menschen in die Wiege gelegt wird, ob sie etwa Kosmopolit*innen oder Nationalist*innen werden, sondern sind eher Varianten der kommunikativen Verarbeitung von Globalisierung. Die bisher vernachlässigte Beschäftigung mit der globalen Kommunikation in den alltäglichen Lebenswelten von Menschen ist daher eine zentrale Zukunftsaufgabe der Globalisierungsforschung, um die kommunikative Bewältigung des globalen Wandels akademisch zu begleiten.

Wie lässt sich lokales Unbehagen gegenüber globalem Wandel verstehen? Die individuelle Kommunikationsfähigkeit über Grenzen hinweg hat zunächst keine guten Startchancen. Einzelne können die Welt kaum systematisch beobachten und auch nicht ständig verreisen, um sich eigenes Erfahrungswissen einzuholen. Sie bleiben in ihrer direkten Weltinteraktion beschränkt und in ihrer indirekten Weltbeobachtung abhängig von Beobachtungen und Erfahrungen Dritter.

Die Wissenschaft hat bisher nicht viel belastbare Erkenntnis darüber zur Verfügung gestellt, wie das hereinkommende Wissen der Welt durch Massen- und soziale Medien, durch Unterhaltung und Information, durch eigene Erfahrungen und Erzählungen Drit-

ter zusammenspielt. Was wir wissen ist, dass die kommunikative Reproduktion von kulturellen Stereotypen über „globale Andere“ in Wissenssystemen, in Medien und Öffentlichkeit aber eben auch in sozialen Gruppen nach wie vor allgegenwärtig ist. Gerade die kleinen Gruppenkonstellationen des Alltags sind entscheidend, da Menschen dort ihre alltäglichen Erfahrungen (ob mittels oder ohne Medien) kommunikativ rückverhandeln und damit ihr Alltagswissen über die Welt kollektiv absichern. Diese Absicherung am Stammtisch kann als Dämmschicht für globale Kommunikation wirken, wenn sie sich an stereotypen Wissensstrukturen abarbeitet und keinen Raum für Irritationen lässt. Einzelne können zwar einen Unterschied machen, sie können tradiertes Wissen irritieren, vielleicht weil sie in Indonesien gesehen haben, dass Muslimas mit Kopftuch auch Heavy Metal Bands leiten und nicht nur für Unterdrückung stehen, doch wenn dieses Wissen nicht kommunikativ anschlussfähig ist und nicht auf eine „Kultur der Irritierbarkeit“ trifft, sind die kommunikativen Reflexe auf „Wir“- und „Die“-Strukturen schnell aktiviert.

Globalisierung „draußen“ wie „drinnen“ hängt eng zusammen. Die punktuelle Kommunikation mit „globalen Anderen“ spielt eine ebenso wichtige Rolle für die Weltbeziehungen wie die Kommunikation mit den lokalen Nachbar*innen. Gleichzeitig sind die globalen menschlichen Kontakte unerlässlich, wenn sich globales Lernen nicht nur auf die Diskurse in Schulbüchern und Medien reduzieren will. Kommunikativ betrachtet ist es ein Unterschied, ob wir aus Diskursen über andere lernen oder Erfahrungswissen selbst sammeln, in dem wir gemeinsam in Dialog treten und mit anderen lernen. Eine Beziehung zur Welt, die sich nur aus der Rückbesinnung auf lokale gemeinschaftliche Interpretationsschemata über die Welt ergibt, kann insofern nur eine defekte Beziehung sein, in der dialogisches Lernen zum Stillstand kommt.

Die kommunikative Bewältigung globalen Wandels ist mit der Zirkulation von Wissen und Unwissen und unserem Verhältnis dazu verbunden. Da es nicht darum gehen kann, die ganze Welt zu kennen, ist die Frage, wie in lokalen Alltagsgesprächen als auch in Medien und Systemen eigentlich Wissen und Unwissen über die Welt kommuniziert wird. Wird dies angezeigt oder hinter vermeintlichem Wissen unsichtbar gemacht? Auf welche Art wird globales Wissen erzeugt? Indem wir mit „globalen Anderen“ sprechen oder diese nur beobachten und daraus Interpretationen ableiten? Erkennen wir die globalen Expert*innen gleichfalls an wie auch die lokalen Meinungsführer*innen? Dabei schlummern die Ressourcen globalen Erfahrungswissens durch Mobilität und Migration längst in den vielen neuen globalen Eliten des Alltags. Es ist somit auch eine Herausforderung für die öffentlichen Diskurse, diese Fragmente des globalen Wissens der Vielen kommunikativ anschlussfähig zu machen und kulturelle Stereotype als bindenden Kitt zwischen dem Mikrokosmos der lokalen Lebenswelt und Medienöffentlichkeit abzulösen.

Die Analyse globaler Kommunikation im Innenraum der Alltagswelten und in den Schaufenstern der Medien ist freilich nicht erschöpfend. Denn auch das Wissen produzierende System der Wissenschaft selbst kann und muss sich nach der Bereitstellung globalen Wissens befragen lassen. Zwar ist die Wissenschaft mit der Bearbeitung von Nichtwissen bestens vertraut, doch scheint auch hier nach wie vor geboten, eurozentrische Wissenstraditionen und Aufmerksamkeitsökonomien zu reflektieren und kritisch nach

den Möglichkeiten der Einlassung „globalen Wissens“ zu fragen. Dies gilt vielleicht nicht so sehr für die aktuelle Impfforschung, wenn wir annehmen, dass hier globales Wissen bereits eine globale Antwort auf die Pandemie erzeugt hat, es gilt aber auf jeden Fall für die Sozialwissenschaft. Deswegen freue ich mich, meine Forschung parallel zur Arbeit im DFG-Netzwerk „Kosmopolitische Kommunikationsforschung“ zu betreiben, das gerade seine Arbeit aufgenommen und eine kritische Revision der Internationalisierung der deutschen Kommunikationswissenschaft zum Ziel hat.

*Dr. Anne Grüne,
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für
Medien- und Kommunikationswissenschaft*



A lost continent

Wert und Unwert indigener Weltbeziehungen in Indien

Kultur und Gesellschaft Indiens sind Gegenstand vieler akademischer Disziplinen, allen voran klassische und moderne Indologie, Religions- und Sozialwissenschaften, Geschichte. Die Besonderheiten Indiens haben übergreifende Debatten angeregt, so beispielsweise zu den Themen Spiritualität und Wissenstraditionen, religiöse Vielfalt und Interkulturalität, koloniale Herrschaft und postkoloniale Demokratisierung. Diskutiert werden aber auch Armut, Ungleichheit und strukturelle Gewalt, die sich aus den zum Teil religiös begründeten Kasten- und gender-Hierarchien ergeben, die geopolitisch bedrohlichen Konflikte mit China und Pakistan, sowie die gegenwärtig erstarkende Politisierung von Religion und die Gefahren hindunationalistischer Vormachtstellung.

Dieser Beitrag widmet sich einer eher wenig beachteten Thematik, nämlich dem Schicksal der ca. 104 Millionen (8,6 Prozent) Indigenen, die verschiedenen Sprach- und Kulturgemeinschaften angehören und die regional verteilt in teilweise abgelegenen Gebieten Indiens leben, mit einer hohen Konzentration im Nordosten des Landes sowie in den östlichen Bundesstaaten Jharkhand, Odisha und Chattisgarh. Unterschieden in Weltsicht und Lebensweise von der indischen Mehrheitsgesellschaft blicken sie nicht nur auf eine Geschichte zurück, die seit der Kolonialzeit geprägt ist von Diskriminierung, Landenteignung, politischer und sozio-kultureller Unterdrückung, sondern sie finden sich auch in einer Gegenwart, in der ihre Lebensformen nicht als gleichberechtigte Existenzweisen

anerkannt werden. Wie in vielen Regionen der Welt stehen auch in Indien indigene Lebensformen auf dem Spiel und mit ihnen das zukunftsweisende Potenzial indigener Weltbeziehungen. Allerdings: Hier wie dort haben sich diese Gruppen organisiert und translokal vernetzt, um ihrer physischen und kulturellen Vernichtung Widerstand zu leisten.

Indigene Gruppen werden im postkolonialen Indien gemäß der Verfassung von 1950 offiziell als Scheduled Tribes („gelistete Stämme“) bezeichnet; aufgrund ihrer historischen Marginalisierung gelten für sie spezielle staatliche Fördermaßnahmen (z.B. Quotenregelungen). Viele von ihnen nennen sich aber selbst Adivasi („ursprüngliche Bewohner“), eine Bezeichnung, die gezielt und selbstbewusst auch in ihrem Kampf um Anerkennung eingesetzt wird. Adivasi lebten weitgehend autonom, bis im 19. Jahrhundert die Briten im Zuge der Konsolidierung ihrer kolonialen Herrschaft mit der systematischen Erfassung und Erforschung der indigenen Territorien und ihrer Bewohner begannen. Klassifiziert als die „primitiven Anderen“ wurden Indigene zum Objekt „zivilisatorischer“ und verwaltungstechnischer Maßnahmen (Zensuserhebung, Erziehung, Missionierung) und ihr Land, Wald und andere natürliche Ressourcen kamen unter die Kontrolle, Administration und Jurisdiktion der britischen Kolonialmacht.

Die Briten führten ein System der „nachhaltigen Forstwirtschaft“ ein, das die staatliche Monopolisierung der Wälder vorsah und primär deren kommerzieller Verwertung diente; die Nutzungsrechte der lokalen Bevölkerung wurden massiv eingeschränkt und Zuwiderhandlung unter strenge Strafen gestellt. Ferner galt das Recht der eminent domain (Enteignungsrecht) – d.h. der Staat war zur Aneignung von privatem oder tribalem Land im



Namen des Gemeinwohls berechtigt. Infrastrukturelle Maßnahmen machten die Adivasi-Gebiete zugänglich für Fremde: Dienstleistungskasten, Händler, Geldverleiher, Landnehmer und Siedler kamen in großen Zahlen, ließen sich nieder und trieben ihre Geschäfte. Dies alles markierte den Anfang eines andauernden Prozesses der Enteignung, Marginalisierung und Vertreibung lokaler Gruppen sowie der Umweltzerstörung.

Nach der Unabhängigkeit konstituierte sich der indische Staat auf Basis der kolonialen Gesetzgebung. Staatliche Kontrolle, Land- und Ressourcenaneignung waren nun aber Grundlage für das Ziel wachstumsorientierter nationaler Entwicklung. In dieser Zeit begann der Aufbau extraktiver und ressourcenverarbeitender Industrien, der Bau von Kraftwerken und Infrastrukturmaßnahmen. Vor allem in den Adivasi-Gebieten der heutigen Staaten Jharkhand und Odisha fand sich ein großer Reichtum an Bodenschätzen (Steinkohle, Eisen, Kupfer etc.) und Wasser. Hier entstanden die Zentren der indischen Stahl- und Aluminium-Industrie: z.B. Rourkela gegründet 1954 mit Unterstützung des deutschen Konzerns Krupp, Bokaro (1968) mit sowjetischer Hilfe. Allein zwischen 1951 und 1990 wurden nach nationalen statistischen Angaben 21,3 Millionen Menschen enteignet, vertrieben und umgesiedelt, 40 Prozent davon waren Adivasi. Seit der ökonomischen Liberalisierung nach 1990 intensivierten sich die Wirtschaftstätigkeit infolge privater Investitionen und der Einrichtung von Sonderwirtschaftszonen; der Ressourcenabbau erfolgte verstärkt im Tagebau mit der Konsequenz territorialer Entrechtung der lokalen Bevölkerung. Mit ihrem Land verloren die Adivasi nicht nur die Basis ihrer ökonomischen, sondern auch ihrer sozialen Existenz: ihre heiligen Orte, ihr kulturelles Wissen, ihre soziale Zugehörigkeit und Identität. Kritische Wissenschaftler*innen beschreiben solche existentiellen folgenreichen neoliberalen Prozesse als „Akkumulation durch Enteignung“ (David Harvey) bzw. „Pathologien des heutigen globalen Kapitalismus“ (Saskia Sassen).

Adivasi, aber auch andere marginalisierte Gruppen, wehren sich heute gegen natur- und gesellschaftszerstörende Entwicklungsprojekte. Bekannt geworden unter der Bezeichnung „Umweltbewusstsein der Armen“ (environmentalism of the poor) sind ihre Proteste Teil interna-

tionaler Bewegungen für Umweltgerechtigkeit. Letztere ist ein umfassendes Konzept. Es fordert Schutz der Umwelt, und indem es versucht, soziale, kulturelle, ökonomische und politische Ungleichheiten auszumerzen, zielt es gleichzeitig auf Korrekturen in der sozialen Welt. Es verlangt eine Welt, in der jedes Individuum und jede Gruppe in ihrer Partikularität und Differenz Anerkennung und Respekt findet, und in einer nachhaltigen und intakten Umwelt eine sichere Existenzgrundlage für ein „gutes Leben“ entsprechend der eigenen Wünsche und Hoffnungen findet. Was hier deutlich wird: Marginalisierte Gruppen wie die indischen Adivasi sind heute selbstbewusst und fordern Gleichbehandlung – als Rechtsträger von bürgerlichen (nationalen) wie auch allgemeinen Menschenrechten.

Vor diesem Hintergrund ist es lohnend, nach den Gründen zu fragen, warum indigene Gemeinschaften in Indien (und anderswo) trotz vieler Proteste so problemlos und von der Öffentlichkeit nahezu unbemerkt ihrer Existenz beraubt werden können. Adivasi repräsentieren für viele ein früheres Stadium gesellschaftlicher Entwicklung und stehen in Kontrast zur modernen Welt, in der man keinen Platz mehr für sie bereithält. Sie sind Opfer aufklärerischer geprägter Ideen und Praktiken des sogenannten ökonomischen und gesellschaftlichen Fortschritts. Für die bengalische Schriftstellerin Mahasweta Devi sind Adivasi ein „verlorener Kontinent“, zerstört im Namen der Zivilisation. Aber noch ist es nicht ganz soweit. Noch ist sichtbar, was diesen Kontinent ausmacht – nämlich alternative Weltbeziehungen, allem voran eine alternative Beziehung zur Natur, die es ohne Nostalgie und Romantisierungsversuche zu rekonstruieren wert ist.

Mit dem französischen Anthropologen Bruno Latour ist zu konstatieren, dass, im Unterschied zu Gesellschaften der europäischen Moderne, indigene Gruppen in ihrem Weltbild niemals eine fundamentale Trennung (great divide) zwischen Menschen und äußerer Natur vorgenommen und die Welt in binären Gegensätzen von Subjekt und Objekt konstruiert haben; Gegensätze, die mit weiteren Zuschreibungen wie aktiv – passiv, rational – irrational, Beherrschung – Unterordnung etc. korrelieren. So sehen Adivasi die Menschen nicht getrennt von der sie umgebenden Natur oder besser: von dem Territorium, dem Land,

in dem sie leben. Sie leben in einer Assemblage, einem Netzwerk von Existenzen – es enthält Menschen, Flora, Fauna, Land, Wasser, Himmel. Alle Komponenten haben ihren eigenen (intrinsischen) Wert, sind ausgerichtet auf gegenseitigen Nutzen, haben Rechte und Verantwortung. Verbunden mit einer solchen Naturbeziehung ist auch eine andere Sicht auf das Soziale: Interaktion und Zusammenleben der Menschen basieren auf Reziprozität und Solidarität, das Individuum ist von Grund auf relational, nicht abgeschottet (buffered), wie es der Philosoph Charles Taylor kritisch beschreibt. Nichts und niemand existiert in Isolation – wenn man ein Element der Assemblage verletzt, verletzt man auch die anderen – das Ganze. Die Welt ist ein Netzwerk von Subjektivitäten und Identitäten. Gregory Balda, Adivasi aus Odisha, formuliert es so: „Wir fühlen durch unseren Körper, wir gehören zu unserem Land. Wir brauchen das Land, um uns selbst zu denken, zu wissen, wer wir sind. Wir sind nichts ohne unser Land...“

Mittlerweile hat die moderne Wissenschaft genügend Beweise gesammelt, um sagen zu können, dass die Menschheit seit ihrem evolutionären Auftreten nicht nur unsere Erde tiefgreifend verändert hat, sondern auch für die Risiken des globalen Klimawandels und der damit verbundenen Umwelt- und gesellschaftlichen Probleme verantwortlich ist. Der Begriff Anthropozän für diese Zeitspanne ist jedoch umstritten – er übersehe, dass nicht die Spezies das destruktive Element ist, sondern das europäische (westliche) rationale Subjekt mit seiner industriell-kapitalistischen und expansiven Wirtschaftsform. Die gegenwärtigen Risikoszenarien haben gezeigt, dass die Natur nicht das vom Menschen separierte, beherrschbare und manipulierbare Objekt ist. Vielmehr bedarf es einer neuen Sichtweise, die den Planeten Erde als verflochtenes und integriertes sozio-ökologisches Ganzes erkennt. Anthropologische Forschung kann den Weg zu einer neuen Weltansicht mitbahnen. Indem sie auf das Potenzial anderer Weltbeziehungen und Welterkenntnisse aufmerksam macht, kann sie zeigen, dass andere Existenzweisen möglich sind – als Teile einer Welt, „in der viele Welten Platz finden“ (W. Mignolo).

*PD Dr. Antje Linkenbach,
Fellow am Max-Weber-Kolleg*

„Global cities“ und ihre Beziehungen zur „Welt“



Zur Räumlichkeit und Zeitlichkeit von Globalität

Um das Zusammenleben der Menschen auf der Erde in all seinen Facetten besser zu verstehen, müssen auch die unterschiedlichen Formen des wechselseitigen In-Beziehung-Setzens analysiert werden. Die handelnde wie reflektierende Bezugnahme zum anderen, vor Ort oder in der weiten Welt, ist ein wichtiger Teil dessen. Die Analyse anhand von Städten vorzunehmen, ist nur allzu naheliegend, weil sich dort das Zusammenspiel von Räumlichkeit und Soziabilität sehr gut untersuchen lässt und weil Städte die Orte der Welt sind, in der heute die meisten Menschen leben und die die größte Transformation erfahren. Dabei kreieren sie natürlich nicht wenige Probleme (wie Armut, Ungleichheit, Konflikte, Wohnungsnot oder Umweltverschmutzung), deren Ursachen teils weiter in der Geschichte zurückliegen.

Die Tatsache, dass Städte in unterschiedlicher Weise einen Weltbezug haben, wird seit Jahrhunderten in Begriffen wie *caput mundi*, Weltstadt, Metropole oder jüngst, *global city* ausgedrückt. Der Begriff wurde u.a. von der US-amerikanischen Soziologin Saskia Sassen geprägt. Nach Sassen (1994) sind *global cities* zentrale Standorte für hochentwickelte Dienstleistungen und Telekommunikationseinrichtungen, wie sie für die Durchführung und das Management globaler Wirtschaftsaktivitäten erforderlich sind. In ihnen konzentrieren sich meist auch die Konzernzentralen von Unternehmen, die in mehr als einem Land tätig sind. Die Zunahme der internationalen Investitions- und Handelstätigkeit sowie der damit einhergehende Bedarf an Finanzierungs- und Dienstleistungsangeboten fördert die Ballung dieser Funktionen in größeren Städten. In diesem Verständnis sind *global cities* Ausdruck und funktionaler Bestandteil des globalen Weltmarktes. Wie unschwer zu erkennen, ist der Begriff eng verknüpft mit dem Prozess

der (wirtschaftlichen) Globalisierung. New York, London und Tokio sind laut Sassen die Städte, die seit den 1970er-Jahren zu „Kommandozentralen“ der Weltwirtschaft wurden.

Allerdings sind Globalisierung und De-Globalisierung Prozesse, die sehr viel weiter als bis auf das späte 20. Jahrhundert zurückgehen. Die Historiker*innen streiten sich zwar weiterhin darüber, wann denn dieser Prozess begonnen hat: bereits in der Antike, im Mittelalter (im Indischen Ozean, bevor sich dort die Europäer eingemischt haben), im 15. Jahrhundert (im Zuge der Entdeckungs- und Eroberungsfahrten der Portugiesen und Spanier) oder im 19. Jahrhundert (als die Vernetzung der Welt – gestützt auf neue Verkehrs- und Kommunikationstechnologien – zu einer unhintergehbaren Voraussetzung für viele Bereiche der Gesellschaft wurde). Sicher ist nur, dass es ein nicht-linearer Prozess war. Doch es kommt hier letztlich weniger auf den Beginn als auf die jeweilige raumzeitliche Konstellation an: Eine raumanalytische Betrachtungsweise der Globalisierung (und De-Globalisierung) ist auch insofern hilfreich, als damit die Pluralität von *global spaces*, deren Herstellung, Veränderung, Wahrnehmung und Nutzung durch die Akteure in den Vordergrund gestellt werden kann (Rau 2017). In Globalisierungsprozessen entstehen nämlich neue räumliche Konfigurationen wie auch umgekehrt Akteure von bestimmten Orten aus, bewusst oder unbewusst, Globalisierungsprozesse steuern können.

Wenn man Globalisierungsgeschichte als *connected history* oder Verbindungsgeschichte von Gütern, Menschen und Ideen (Subrahmanyam 2016) versteht, muss man auch die Start- und Zielpunkte, die Schalt- und Schnittstellen der großräumigen Verbindungen stärker in den Fokus rücken. Die Orte, an denen sich die transregionalen Verbindungen verräumlichen, ob virtuell, sozial oder in baulichen Strukturen, sind in der Regel die großen Städte. Hier hatte Sassen durchaus recht, hat dies aber lediglich auf die ausgedehnte Gegenwart bezogen. Eine interdisziplinäre und historisch weit zurückgehende Stadtforschung, wie sie in Erfurt betrieben wird, kann aber durchaus zeigen,

inwiefern Städte in weit zurückliegenden Phasen der Geschichte Beziehungen zur weiteren Welt oder wenigstens Vorstellungen von ihr hatten. Beispielhaft soll hier die Beschreibung der südindischen Stadt Calicut durch einen Reisenden dienen, der die Stadt als *global hub* – um hier einen modernen Begriff zu verwenden – beschrieb, dies jedoch nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in religiöser Hinsicht.

Calicut (heute: Kozhikode) war bereits im späten Mittelalter ein international bekannter Hafen und ein Handelszentrum. Schon im 14. Jahrhundert berichteten Reisende wie Ibn Battuta und Niccolo di Conti, dass Calicut das größte Handelszentrum in Südasien sei. Waren aus ganz Indien, aber auch aus China, Ostafrika, Arabien, Persien und Europa wurden dort umgeschlagen. Vasco da Gama landete hier 1498, nachdem es ihm gelungen war, den Seeweg nach Indien zu finden. Die Portugiesen bauten 1513 ein Fort, das zugleich als Faktorei diente, gaben es aber 1525 auf, aus Angst, es könnte in die Hände des Feindes fallen. Im Jahr 1616 folgten ihnen die Engländer. 1766 nahm Haidar Ali die Stadt ein, 1782 besetzten die Briten sie.

Einer der Reisenden, die die Stadt erkundeten, war François Pyrard (1578–1621) aus Laval in Nordwestfrankreich. Pyrard segelte im Jahr 1601 mit zwei kleinen Schiffen von St. Malo nach Indien, vielmehr in Richtung Molukken. Infolge eines Schiffbruchs in der Nähe der Malediven wurde er mit seinen Begleitern gefangen genommen und verbrachte so rund fünf Jahre auf den Malediven, wo er nicht nur die hiesige Sprache lernte, sondern auch Zeit hatte, die Menschen zu beobachten. Nach der Freilassung (1607) begab er sich auf eine lange Reise entlang der Malabar-Küste und kam dabei u.a. durch die Städte Calicut, Cochin, Kannur und Goa. In seinem 1611 publizierten Reisebericht gibt es eine recht lange Passage zu Calicut, in der der Stadtraum und die Gewohnheiten der Menschen ziemlich detailliert beschrieben werden. Darin wird auch erklärt, warum Calicut die wichtigste Handelsstadt in ganz Indien ist. Pyrard betonte vermutlich vor dem Hintergrund der Erfahrungen in seinem Heimatland Frankreich, dass die in der Stadt herrschende Religionsfreiheit dem Handel besonders förderlich sei. Ich zitiere hier aus der englischen Übersetzung aus

dem 19. Jahrhundert: “But to return to what concerns this town of Calecut in general: it is the busiest and most full of all traffic and commerce in the whole of India; it has merchants from all parts of the world, and of all nations and religions, by reason of the liberty and security accorded to them there: for the king permits the exercise of every kind of religion, and yet it is strictly forbidden to talk, dispute, or quarrel on that subject; so there never arises any contention on that score, every one living in great liberty of conscience under the favour and authority of the king, who holds that to be a cardinal maxim of government, with a view to making his kingdom very rich and of great intercourse. If by chance there should arise any difference or disturbance on that subject, he who began it would receive corporal punishment, as being guilty of treason, without hope of pardon or remission of sentence. This is why everyone lives there in great peace and concord, notwithstanding the great diversity of races and religions of the inhabitants, and of strangers and sojourners: for besides the native Gentiles [d.h. Hindus] and Mahometans, there are many Christians.” (Pyrard 1887–1890, Bd. 1, S. 404-405)

Der Reisende tritt hier selbst als globaler Akteur auf, indem er einerseits zwischen weit entfernten Orten reiste, andererseits auch in der Erzählung Verbindungen herstellte und Vergleiche zog. Für Pyrard war Calicut nicht nur wegen „traffic and commerce“ eine Weltstadt, sondern auch aufgrund der Vielfalt der Religionen.

Zum Schluss einige Thesen und Kriterien zur Beurteilung des Weltbezugs von Städten – gestern wie heute:

- » Die Bezeichnung *global city* sollte nicht nur auf hypermoderne Finanz- und Weltwirtschaftszentren angewandt werden; es gibt – auch heutzutage – Städte, die aufgrund anderer Kriterien (z.B. Bildung, Kultur, Religion, Sitz von internationalen Organisationen) global vernetzt sind oder Menschen aus der ganzen Welt anziehen.
- » *Global cities* gab es auch schon in der Vormoderne. Das Adjektiv global ist damals wie heute nicht unbedingt als globus-umgreifend zu verstehen; es steht vielmehr für transregionale, überkontinental wirkende und vernetzte Städte. Der Grad bzw. die

Intensität der Vernetzung hängt auch von den zeit-spezifischen Verkehrs- und Kommunikationstechnologien ab.

- » Da das Globale im Grunde auf einer Relation beruht, können Städte diesen Status nicht nur erlangen, sondern – durch Abnahme der Welt-Beziehungen – auch wieder verlieren.
- » Ein Bewusstsein von Globalität (oder Weltbedeutbarkeit) gab und gibt es auch auf der Ebene der Selbst- und Fremdbeschreibungen, die mit der Realität oft wenig zu tun haben. Diese Behauptungen dienen – früher wie heute – der Imagepflege und Werbung.
- » Es gibt viele Möglichkeiten, sich die Welt nach Hause zu holen, ohne jemals in der Welt gewesen zu sein. Vermögende Bürger frühneuzeitlicher Städte haben dies getan, indem sie ihre Häuser oder Kontore mit Globen oder Weltkarten ausgestattet haben. Heute haben wir dafür die satellitengestützten Technologien. Auch dies sind Formen der Bezugnahme bzw. In-Beziehung-Setzungen zur Welt.

Diese Überlegungen decken sich teilweise mit denen der Historikerin und Soziologin Shail Mayaram (2009), wenn gleich sie primär auf der Suche nach einem alternativen, nicht-westlichen Kosmopolitismus ist. Unter „Other Global Cities“, so ein Buchtitel von ihr, versteht sie Städte, die nicht nur aufgrund der bedeutenden Finanztransaktionen als global bezeichnet werden können.

Der spezifisch Erfurter Beitrag zur Erforschung der Städte als wichtigste Lebensräume unserer heutigen Welt liegt in den Genesen und raumzeitlichen Transformationen, in den Ermöglichkeiten (und Störungen) des Zusammenlebens, in Urbanität als Lebensform, für die nicht nur Handel und Finanzen, sondern auch Religion eine wichtige Rolle spielte. Damit leistet diese Forschung auch einen Beitrag zur Frage, wie wir zukünftig leben und was wir unter gutem Leben verstehen wollen.

Prof. Dr. Susanne Rau,
Professorin für Geschichte und Kulturen
der Räume in der Neuzeit

State Territories and Planetary Boundaries



In a documentary “Breaking Boundaries: The Science of Our Planet” just released on Netflix, the famous British broadcaster David Attenborough and Swedish environmental scientist Johan Rockström popularize the science of Earth’s biophysical systems and their boundaries within which they provide a safe operating space for humanity. The concept of planetary boundaries is Rockström’s influential contribution to the debate about the risks in the Anthropocene – a new geological epoch in Earth’s history in which human activity has had a significant impact on planet’s ecosystems. Rockström and his team identified nine systems: climate change, rate of biodiversity loss, nitrogen cycle, phosphorus cycle, stratospheric ozone depletion, ocean acidification, global freshwater use, changes in land use, atmospheric aerosol loading, and chemical pollution. For three of them – in greenhouse gas loading of the atmosphere, in nitrogen pollution, and in the loss of biological diversity – humans already crossed the thresholds beyond which these systems may stop providing support for human societies.

Climate change has come to represent most palpably the risk of crossing planetary boundaries. The adverse effects of overloading the atmosphere with greenhouse gases are already here. The increased temperature is causing biodiversity loss, droughts, extreme weather events, forest fires, permafrost thawing, ocean acidification, the loss of the ice sheet and the sea level rise. Scientists warn that climate change may already be triggering irreversible tipping points and other unpredictable changes referred to as ‘feedback loops’. We know that every effort must be made to reduce emissions and to increase the removal of atmospheric carbon in order to keep the concentrations of CO₂ at a sustainable level. And yet, the emissions show no sign of peaking and there is now a very likely possibility of overshooting the target of limiting the global mean temperature rise to 1,5°C above the pre-industrial level.

Trying to avert catastrophic change, we often point out that warmer climate will have serious and damaging impacts on human societies and that these impacts are unequally distributed, both across current world and between generations. The inequality in the distribution of impacts is indeed an important moral problem. Hot and polluted air, drought, flooded coastal regions, fires, destruction of infrastructure by extreme weather events, contaminated water supplies and agricultural runoff will result in a greater poverty, food insecurity, the spread of diseases, and new lines of violent conflict. These crises will adversely impact people who live in already warm climates, depend on the agriculture which is most sensitive to climate change, and are therefore poorer and more vulnerable and with much less capacity to adapt. Future generations will have to bear a heavy burden of the adaptation to a warmer world and will most likely have to accept limits to basic freedoms enjoyed by previous generations.

We should also thematize how the organization of human societies makes it difficult to address these environmental emergencies. The world is organized into political units which occupy and control geographic space with arbitrarily drawn borders that cut across the boundaries of ecosystems. The political, social, and economic institutions which integrate societies internally and internationally – markets, property

rights, human rights, growth and welfare imperatives, decision making procedures and forms of political authority – are designed to protect compelling human interests such as freedom, autonomy, self-determination and material wellbeing. This complex system of organization of human societies which is superimposed on natural world is misaligned with the planetary ecosystems – their scope, the boundaries of their resilience, and their interconnectedness and feedback mechanisms which we only now begin to understand in their complexity.

The system of states' exclusive rights to control the environment within their territorial borders and their claims to resources as a freely available economic good conflicts most glaringly with the idea of Earth's ecosystems and planetary boundaries. The reach and impact of this system can hardly be overestimated. There is currently no geographic area on Earth over which a sovereign jurisdiction would not be exercised or claimed, except few remaining hostile and unexploitable parts of Antarctica. While division of the Earth into territorial units is almost complete, states' claims extend above the surface of the earth into the airspace and to an unlimited depth underground. Coastal states have exclusive rights to extract natural resources in the waters, on the ocean floor, and in the airspace in the so-called exclusive economic zones which extend as far as 370 km off their coasts. The sum of these zones includes nearly all living resources of the oceans as well as all known hydrocarbon reserves.

Within these bounded political units which have been imposed on Earth's geographic space as a result of long history of wars, conquests, purchases, colonial settlements, and superpowers' agreements, states and governments acting on their behalf have an extensive range of powers and privileges, including the right to use natural resources freely for a collective welfare and benefit, determine and redistribute property rights to them, extract them and sell them as commodities. States cut rainforests to replace it with monocrop plantations or cattle ranching, extract fossil fuels, and sell or lease or expropriate land for mining, real estate or other development. For most states natural resources are an asset which is to be exploited to the fullest to meet the demands of economic

growth, development and poverty alleviation or simply use as a freely available wealth which can be controlled by selected few.

Sovereign territorial control over natural space and property claim to resources has become a deeply entrenched way of distribution of rights over natural space which determines the forms of human use of nature. It is a result of a global reform in a postwar period which extended rights of sovereignty and self-determination to former colonies and granted them equally to all states – the same reform which also gave birth to universal human rights guaranteed by international law to all persons and aimed at the redefinition of what is a legitimate exercise of sovereign power. However, unlike the power of the state over persons which is with growing effectiveness limited precisely by human rights, the power over natural space has been virtually unlimited.

Unsurprisingly, sovereignty over natural resources has been linked to many issues. Too many countries failed to use their natural endowments for national development and the well-being of the people. Often, oil, diamonds, and minerals are extracted and sold by corrupt and human rights violating regimes and used for private benefits of ruling elites or to sustain repression. Democratic governments are more accountable in their decisions about resources. But they, too, are pushed to extract valuable natural assets and turn them into sources of income, disregarding the social and environmental harms connected with the extraction. These political and economic pressures conflict with urgent demands to conserve some environmentally sensitive resources domains which states have on their territories (forests, biodiverse wilderness) or to reach an agreement on the management on ecosystems which lie beyond territories (fish stocks, corals, the atmospheric sink).

The abuse of natural wealth by authoritarians can be tackled by clean trade reforms. However, to realign human use of natural resources with the need to protect the integrity of Earth's ecosystems requires a much more profound transformation. How to envision such a transformation? Firstly, we need to stop seeing parts of nature as socially and ecologically disembedded resource units which can be extracted or polluted without social

and environmental consequences for larger ecosystems. Extracting fossil fuels and clearing up forests for cattle grazing releases greenhouse gases and pollutes air and oceans. Secondly, we need to rethink our strictly anthropocentric view of nature and its resources as mere objects available to satisfy morally privileged human interests which matter more than needs of other species or environmental values such as protecting the biosphere. To be sure, human needs to survive and continue living on planet Earth has moral significance. But perhaps it is time to accept that nature and ecosystems are not only finite but also fragile, vulnerable, and may even possess agency on its own. A more biocentric view may facilitate the acceptance of more stringent limits on human exploitation of nature.

Thirdly, states need to reconsider a broadly accepted view that natural resources are a freely available asset which is to be tapped and turned into economic wealth and GDP growth. Wealth generated through resource extraction is unsustainable. Sadly, international regimes regulating trade, foreign investment, and monetary aid, still encourages states to exploit their resources to the fullest for economic gain rather than promote other sources of income generation. Finally, the states need to accept a different view of their overarching power over the portions of the Earth they happen to occupy. We have already accepted that the political power is justified on the basis of a moral obligation to guarantee human rights. Now we also have to accept that there is a similar duty of states to safeguard arbitrarily allotted geographic space and operate as trustees of the environment trapped within its borders. In our environmentally collapsing world that utterly depends on the integrity of Earth's ecological systems, other view of sovereignty is potentially life threatening.

*Dr. Petra Gümplová,
Junior Fellow am Max-Weber-Kolleg*

Globale Klimapolitik im Spannungsfeld von

Eigentumsrechten und Klimagerechtigkeit

Angesichts der weltweit äußerst ungleichen Impfquoten sind Patente in den Vordergrund der politischen Debatte gerückt. Die Biden-Administration unterstützt eine Freigabe von Patenten auf COVID-Impfstoffe mit dem Ziel, die Eigenproduktion letzterer in Nicht-OECD-Ländern schnell zu erhöhen. Der Druck auf die EU, diesen Schritt zu gehen, steigt. Die Debatte um die intellektuellen Eigentumsrechte findet allerdings nicht nur in der globalen Gesundheitspolitik statt. Auch die Klimapolitik kennt diese bereits seit Jahren.

Im Rahmen der Klimaverhandlungen argumentieren Entwicklungsländer, dass strukturelle Hürden ihre Chancen mindern, die Dekarbonisierung zeitnah voranzubringen. Insbesondere der Zugang zu dafür notwendigem Kapital sowie „sauberen“ Technologien – erneuerbare Energien und nachgelagerte technische Lösungen – seien für Länder unterer und mittlerer Einkommensstufen schwierig. Sie fordern daher neben einer aufgestockten Klimafinanzierung präferierte Teilhabe an grünen Technologien – deren Patente sie nicht besitzen.

In der Tat sprechen die nackten Zahlen für das Anliegen der Entwicklungsländer. Der jüngste Klimafinan-

zierungsbericht der Internationalen Energieagentur IEA schätzt, dass Investitionen in saubere Energien in Schwellen- und Entwicklungsländern bis 2030 etwa eine Billion US-Dollar im Jahr betragen müssen, um das Paris-Ziel der Klimaneutralität im Jahr 2050 zu erreichen. Dies ist nicht nur ein siebenfacher Anstieg im Vergleich zu heute. Angesichts der Tatsache, dass ein Großteil der Investitionen in Nicht-OECD-Länder auf China, Indien und Brasilien entfallen, bedeutet es auch die Notwendigkeit einer massiven Umorientierung von Finanzflüssen in „clean tech“, und zwar hin zu den Ländern mit den größten zukünftigen Emissionen.

Ähnlich stellt sich die Lage auf der Technologie-Seite für erneuerbare Energien dar. Während China, Europa, Japan und die USA ca. 75 Prozent der weltweit existierenden Patente halten, entfallen nach Berechnungen der Internationalen Agentur für Erneuerbare Energien (IRENA) auf den „Rest der Welt“ knapp 15 Prozent. Im Bereich der „World Class Patents“, deren Entwicklung und globale Verteilung von der Bertelsmann Stiftung regelmäßig untersucht wird, liegt der Anteil sogar noch darunter. Abhilfe schaffen würden Ausländische Direkt-



investitionen (FDI), da mit diesen üblicherweise Technologietransfer einhergeht. Unterbleiben FDI jedoch oder finden sie nicht in ausreichendem Maße statt, so bleiben die betroffenen Staaten nicht nur unter ihrem Dekarbonisierungspotenzial. Sie finden sich auch in einem Teufelskreis wieder, da sie im Vergleich zu den Technologieführern in Zukunftsindustrien zurückfallen, während gleichzeitig der Druck steigt, für eine oftmals wachsende Bevölkerung ausreichend Wirtschaftsleistung zu erzeugen – Letzteres dann oftmals basierend auf einem fossilen Energiesystem. Unsere eigene Forschung zeigt, dass öffentliche Technologietransferinitiativen hier nur bedingt Abhilfe schaffen. Zu sehr fokussieren sie auf die Technologien als Produkt, und zu wenig auf das Know-How, das ihnen zugrunde liegt.

Während der COP26 in Glasgow, auf der im Herbst 2021 die Klimaverhandlungen weitergehen, werden diese Themen eine zentrale Rolle spielen. Denn die Entwicklungsländer knüpfen ein ambitioniertes „Updating“ ihrer nationalen Klimapläne an Technologietransfer und Klimafinanzierung durch die Industrieländer. Die COP26 wird damit zwei zutiefst normative Fragen verhandeln. Zum einen geht es um den Aspekt der Klimagerechtigkeit. Im Kern steht hier die Frage, wer die Kosten des Klimawandels trägt, wie eine faire Verteilung der Lasten der Anpassung an den Klimawandel zustande kommt, und wie Länder des Globalen Südens mit einem historisch geringen Anteil am gesamten CO₂-Ausstoß Klimaneutralität erreichen, ohne ihre wirtschaftliche Entwicklung infrage zu stellen. Unterstützende Finanztransfers, auch über den zugesagten – gleichwohl bislang nur ansatzweise vorhandenen – UN-Klimafonds von 100 Milliarden Dollar, und ein Teilen von proprietärem Wissen im Bereich grüner Technologien sind notwendigerweise Teil der Lösung im Sinne von Klimagerechtigkeit.

Zum anderen geht es um die zentrale Frage der Grenze von öffentlichen und privaten Gütern. Denn intellektuelle Eigentumsrechte (IPR) sind primär private Güter, die über Patente geschützt werden. Letztere sind vor allem zunächst eines: ein Monopol auf die Nutzung einer Innovation, mit dem Ziel, die Investitionskosten der Entwicklung wieder hereinzuholen. Hierin liegt damit auch die prinzipielle Anreizstruktur zur Innovationsleistung.

Zugleich jedoch kann die breite Nutzung solcher geschützter Innovationen im öffentlichen Interesse sein. Denn die schnelle Verbreitung von Hochleistungswindrädern, smarten Netzlösungen, grünen Wasserstofftechnologien oder flexiblen Speicherlösungen schaffen ein öffentliches Gut: die Begrenzung der Erderwärmung auf unter zwei Grad, gemäß dem Parisziel. Hier jedoch eröffnet sich ein Zielkonflikt, denn der weltweit schnelle Ausbau ist nicht notwendigerweise das Ziel des Inhabers der dafür notwendigen IPR – es ist die Maximierung der Rendite auf die Investition in die technologische Innovation.

Ein „Open Source“-Ansatz bei Klimatechnologien wird Klimagerechtigkeit sicherlich nicht allein herstellen, ebenso wenig wie die Aufhebung des Patentschutzes Impfquoten erhöht. Hinzukommen müssen leistungsfähige staatlichen Strukturen, unterstützende heimische Innovations-Ökosysteme und ein Investitionsumfeld, das aus transferiertem Wissen auch maßgeschneiderte Lösungen für das Empfängerland macht. Genau hier liegen in vielen Entwicklungsländern große Herausforderungen. Allerdings wäre die prinzipielle Idee einer Rekalibrierung von öffentlichem Interesse und privaten Eigentumsrechten selbst weder radikal noch neu: Die Doha-Deklaration von 2001 fügt dem TRIPS-Abkommen, das intellektuelle Eigentumsrechte im Rahmen der Welthandelsorganisation regelt, eine Flexibilitätsklausel hinzu. So kann beispielsweise angesichts von Epidemien wie HIV/AIDS oder Malaria das Schutzgut IPR hinter dem Interesse der Sicherung der öffentlichen Gesundheit zurückstehen. Die Flexibilitätsklausel wird mittlerweile auch in Bezug gesetzt zu den – durchaus auch normativen – globalen Nachhaltigkeitszielen.

Der Gerechtigkeitsbegriff tritt immer stärker in den politischen Diskurs. Im Rahmen des EU „Green Deal“ wird das Prinzip der „Just Transition“ zu einem zentralen Leitmotiv erhoben. In Deutschland wird über einen gesamtheitlichen Ansatz (und viele Milliarden an Kompensation für betroffene Regionen) der Kohleausstieg organisiert. Joe Biden trat im Wahlkampf mit einem „Plan for Climate Change and Environmental Justice“ an und schickt sich nun an, diesen umzusetzen. Für Industrieländer wird es daher schwer werden, sich auf globaler Ebene einem klaren Bekenntnis zur Klimagerechtigkeit

zu verweigern, das auch konsequenterweise Fragen von ambitionierter Klimafinanzierung und veritablem Technologietransfer einschließt.

In der Klimapolitik wird es ans „Eingemachte“ gehen, also mithin um die Frage, ob das liberale Paradigma der globalen Wirtschaftsordnung bei fundamentalen Zielkonflikten zwischen öffentlichen und privaten Schutzgütern zu halten ist. Genau hier könnten sich die Debatten sowohl um COVID als auch die Klimapolitik in einer ähnlichen Position wiederfinden. Eventuell wäre für letztere die Doha-Deklaration eine Quelle der Inspiration – zu ihrem 20. Jahrestag.

*Prof. Dr. Andreas Goldthau,
Franz Haniel Professur für Public Policy
an der Willy Brand School of Public Policy*

Globalisierte Weltbeziehungen und Welt-Bindungen

Im Vergleich zur zeitlichen blieb die räumliche Perspektive in der westlichen Philosophie den Geistes- und Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert stark unterrepräsentiert. Diese Diagnose Michel Foucaults hat viel dazu beigetragen, dass „Raumfragen“ nun auch außerhalb der Geografie gestellt werden. Doch über die Auffassung von Raum, die dabei vertreten wird, und die entsprechenden theoretischen Bezüge gibt es intensive Debatten. Die Konzepte Weltbeziehung und Welt-Bindung in den Fokus „raumtheoretischer“ Forschung zu rücken, ist ein Vorschlag, die geografische Weltsicht für globalisierte Alltagswelten der Gegenwart neu zu justieren.

Ständig erleben wir, dass sich mit dem Vollzug der Digitalen Revolution und den damit einhergehenden Globalisierungsprozessen bisher vertraute geografische Verhältnisse verändern. War es für Jahrtausende selbstverständlich, dass die Überwindung räumlicher Distanzen zum Teil ein erhebliches Maß an Zeit kostet, so ist dies nun für stetig wachsende Bereiche immer weniger der Fall. Immer mehr Menschen können über weite Entfernungen beinahe in Echtzeit kommunizieren und interagieren. Die Welt ist dabei, in raum-zeitlicher Hinsicht zu „schrumpfen“.

Lokal, regional und global

Trotz dieser Entwicklung wird die Bedeutung des Lokalen nicht ausgelöscht. In mancherlei Hinsicht ist sogar das Gegenteil der Fall. Gleichzeitig zur fortschreitenden Globalisierung werden Orte und Regionen immer häufiger als unverwechselbare Bühnen des Erlebens herausgestellt. Zu wissen, wann und wo sich etwas ereignet oder ereignet hat, gewinnt im Kontext globalisierter

Kommunikationszusammenhänge eher an Bedeutung. Damit wird erkennbar, dass auf die eine oder andere Weise das Alltagsleben regional und lokal gekoppelt und kontextualisiert ist – und es wohl auch bleiben wird.

Die Bedeutung und Relevanz des Lokalen und Regionalen sind jedoch im Begriff, sich zu verändern. Durch die Digitale Revolution sind Orte und Regionen keineswegs mehr geschlossene Foren oder gar containerähnliche Behältnisse von Ereignissen, Erfahrungen und Wirkungsbereichen menschlichen Handelns. Sie werden vielmehr zu einer Art von Stationen, zu Durchgangsorten, an denen global verbundene Prozesse mitgeprägt, verstärkt oder abgeschwächt werden. Und: Alle global beobachtbaren Phänomene hatten oder haben einen lokalen Ausgangspunkt. Die Feststellung des Ortes oder der Region bleibt so gerade für Ereignisse wichtig. Doch die Inhalte von Erfahrungen und Wirkungen sind – so kann man es hypothetisch formulieren – immer weniger orts- oder regionsbestimmt.

Weltbild und Erfahrung im Widerspruch

Mit dem Vollzug der Digitalen Revolution wird die Einnahme einer globalen Perspektive auch und gerade für gesellschaftliche Wirklichkeiten immer dringlicher. Die Ausweitung der räumlichen Handlungsreichweiten führt zu tiefgreifenden Veränderungen lokaler Lebensverhältnisse. War zuvor kulturelle Vielfalt außerhalb ausgedehnter Reisen kaum erlebbar, durchdringt sie nun die verschiedensten Lebensbereiche vor Ort. Sorgen lokale und regionale Traditionen oder nationale Regelungen für recht stabile Erwartungshorizonte, sind diese nun immer weniger durchgängig gegeben. Prägen regionale Traditionen die Lebensweisen über lange Zeitspannen hinweg, werden diese seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts weltweit durch globale Generationskulturen überformt. Besonders augenfällig zeigt sich dies an All-

tagsphänomenen wie der Kleidung. Im Extremfall können lokale Tracht, Rocker-, Punk-, Hip-Hop-Kluft, smarter Business-Anzug und gestyltes Abendkleid auf einem öffentlichen Platz gleichzeitig beobachtbar sein. Dies mag für die einen Ausdruck einer interessanten Buntheit sein, für andere ein störendes oder gar verstörendes Erlebnis.

Die Kollision eigener (traditionell-geografischer) Weltbilder mit (Welt-)Erfahrungen in globalisierten Wirklichkeiten ist auch in anderen Bereichen erfahrbar: Unternehmensentscheidungen auf anderen Kontinenten, die Auswirkungen auf den eigenen Arbeitsplatz haben, oder globale ökologische Krisenphänomene wie der Klimawandel.

In solchen Situationen der Irritation oder Entfremdung kann es schwierig werden, in der Welt den eigenen Platz zu finden und eine befriedigende Weltorientierung zu erreichen. „Ich kenne mich in dieser Welt nicht mehr aus“, ist dann eine oft gehörte Aussage. Wenn das Vertrauen, dass die Realität wirklich so ist, wie man sie erlebt, und auch morgen noch so sein wird, durch tiefgreifende soziale Transformationen erschüttert wird, kann es zu Verunsicherung und Orientierungsproblemen kommen. Zum Umgang mit dieser Situation stehen verschiedene Wege offen – aber nicht alle sind unproblematisch und manche erzeugen neue Schwierigkeiten, anstatt alte zu lösen.

Rückwärtsgewandte Vorwärtsstrategien

Um Weltbild und lokale (Welt-)Erfahrung passend zu machen, bestehen grundsätzlich zwei Möglichkeiten: die Welt so zu ändern, dass sie wieder ins Bild passt, oder Veränderung der Perspektive, sodass Bild und Erfahrung zur Deckungsgleichheit gebracht werden können.

Im Bereich der Politik sind als Antworten auf die Globalisierung lokaler Alltagswelten in jüngerer Zeit weltweit wieder nationalistisch-populistische Diskurse zu

lungen

beobachten. Nach dem Motto „Ein Raum – eine Kultur“ fordern sie die Rückkehr zu einem sogenannten „natürlichen“, „gesunden“, in jedem Fall festgefügt Kultur-Raum-Zusammenhang. Wird dann noch hinzugefügt: „Frankreich den Franzosen“ oder ähnlich, dann wird eine weitere Dimension solcher Einforderungen offengelegt. Mit der ethnischen Anbindung von Kultur und Gesellschaft an ein Volk wird die Art der behaupteten festgefügt Bindung einer Kultur erkennbar: die Abstammung. Damit ist die argumentative Verschränkung zwischen Biologie und Raum bzw. zwischen Kultur und Gesellschaft diskursreif gemacht und der Container für Kultur und Gesellschaft bezugsbereit.

Diese Weltsicht spielte für die Etablierung von Nationalstaaten eine zentrale Rolle. Wissenschaftshistorisch geht sie auf eine Kombination von Isaak Newtons Container- und Ernst Haeckels Lebensraum zurück. Für Newton wirkt der Raum determinierend auf seine Inhalte. Haeckel sieht den Lebensraum als Selektionsinstanz zwischen gelingendem und misslingendem Leben. Das für Physik und Biologie entwickelte Raumverständnis macht Friedrich Ratzel dann zur Grundlage der Politischen Geografie und Geopolitik. Spätestens seitdem hat es sich in breitesten Kreisen eingebürgert, vom Leben, von Gesellschaften und Kulturen im Raum zu reden. Mit der Unterschlagung der Sinnhaftigkeit von Gesellschaften und Kulturen wird „Raumeroberung“ zur griffigen Maxime für eine aggressive Expansionspolitik.

So sehr diese Sichtweise von einem vor-modernen Raumverständnis geprägt ist, so wenig passt sie zu spät-modernen Gesellschaften. Wie schwierig es ist, sich davon zu befreien, kann man daran erkennen, dass Immanuel Kant in seiner Erkenntnistheorie den Container-Raum widerlegt hat, in seinen geografischen Arbeiten sich von ihm jedoch nicht befreien konnte. Notwendig bleibt diese Befreiung trotzdem. Wie wichtig diese ist, zeigt sich an den eben angesprochenen janusköpfigen, rückwärtsge wandten Vorwärtsstrategien.

Weltbeziehungen und Welt-Bindungen

Demgegenüber bietet die Fokussierung von Weltbeziehungen einen alternativen Ausgangspunkt an. Statt den Raum als Behältnis vorauszusetzen, rückt das Subjekt mit

seinen Weltbeziehungen in den Fokus der Aufmerksamkeit. Dies ermöglicht eine Weltsicht, mit der die Verhältnisse eingefangen werden können, die mit der Digitalen Revolution etabliert werden. Der Forschung kommt dann die Aufgabe zu, eine neue Repräsentation der Welt – oder präziser: eines neues Weltbildes – zu entfalten, welches die sich verändernden geografischen Bedingungen der Alltagspraktiken darstellt. Darauf aufbauend kann sich ein geografisches Bewusstsein der eigenen Lebensbedingungen und -weisen entwickeln. So soll es möglich werden, sich selbst in dem Weltbild finden zu können.

Freilich kann Gestaltung der Weltbeziehungen nicht beliebig ausfallen. Mit der Welt in Beziehung zu treten, setzt voraus, dass man auch über die notwendigen Voraussetzungen verfügt, Weltbeziehungen zu etablieren. Und diese hängen von der Kapazität ab, vorhandene Gegebenheiten in die eigenen alltäglichen Tätigkeiten einzubeziehen, „zu sich“ zu bringen. Die Welt auf sich Beziehen entspricht der Praxis der Welt-Bindung. Mit ihr werden die globalisierten wie globalisierenden Bezüge verwirklicht und so wird der eigene Platz in der Welt bereitet.

Welt-Bindung äußert sich letztlich in dem Maß, mit dem es gelingt oder misslingt, Ressourcen, Güter und Personen in die eigenen Aktivitäten einzubeziehen. Es lässt sich am unmittelbarsten an der Bestückung unseres Warenkorb als Konsument*innen ablesen, an der Zahl der Güter, die für die eigene Lebensweise verbraucht werden. Freilich aber auch an den Strategien zur Beherrschung von Ressourcen, Gütern und Personen durch die Produzenten, mit ihren meist global angelegten Weltbeziehungen und -Bindungen. Produktiver wie konsumativer Bereich sind jeweils mit globalen Implikationen verbunden, was sich insbesondere im Feld der Nachhaltigkeit zeigt. Wir teilen insbesondere auch die negativen Konsequenzen unseres Tuns global. Und da diesen zu entrinnen nicht in Sicht ist, besteht zum Ändern der Praktiken auf lokaler Ebene keine Alternative.

Die Umsetzung der Digitalen Revolution bringt auch eine Schwächung des Territorialprinzips mit, auf dem die nationalstaatliche Ordnung des Politischen aufbaut. Darin zeigt sich auch die dringende Notwendigkeit der Neuordnung des politischen Bereichs von der Containerlogik zur Logik von Weltbeziehungen und -Bindungen. Dabei

wäre den heute immer deutlicher erkennbaren Unterschieden zum traditionell räumlich und zeitlich verankerten „In-der-Welt-Sein“ Rechnung zu tragen. Wie weit dieser Wechsel im Bereich der Kultur bereits verwirklicht ist, zeigt sich in der bereits angesprochen Etablierung globaler Generationenkulturen. Sie führt zu einer bisher nie gekannten Vielfalt lokaler Äußerungsformen bei einer gleichzeitigen globalen Vereinheitlichung von Teilbereichen wie etwa dem Fast Food.

„Globalisierung“ prägt nicht nur lokale Alltagswelten. Alles global Beobachtbare hat auch seine lokalen Ausgangspunkte. So wirken lokale Praktiken und die mit ihnen verwirklichten Weltbeziehungen und -Bindungen prägend auf Globalisierungsprozesse. Es ist davon auszugehen, dass auch die lokalsten Lebensweisen mit globalisierten Bedingungen konfrontiert sind. So wie nicht jede Art des Handelns Macht über andere Personen generiert, aber doch jedes Handeln „Macht“ impliziert, so verhält es sich auch bei allen Welt-Bindungen und den darauf aufbauenden Weltbeziehungen.

*Prof. Dr. Benno Werlen,
Fellow am Max-Weber-Kolleg*



„AN DIE BAUHÄUSLER in aller Welt!“

Dieser euphorische Aufruf, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gerichtet an die versprengten Bauhaus-Künstler*innen, spricht bereits einige Grundzüge der Bauhaus-Geschichte an. Die bedeutendste Avantgarde-Institution des frühen 20. Jahrhunderts, die 2019 ihren 100. Geburtstag feierte, war durch ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit charakterisiert. Dies drückt der Begriff „Bauhäusler“, ein selbstgewählter Spitzname für alle Bauhaus-Studierenden, trefflich aus. Er verdeutlicht die spezifische Identifikation innerhalb einer künstlerischen Lern- und Lehrgemeinschaft und lässt auf eine enge „Community“ schließen. Und diese „Community“ befindet sich nicht nur in Deutschland oder in Europa, nein, „in aller Welt“ wird sie adressiert. Und so hat sich auch dieser Aufruf als Dokument in unterschiedlichen Archiven diesseits und jenseits des Atlantiks erhalten.

Von einer solchen Internationalität konnte in den Anfängen des Bauhauses noch nicht die Rede sein: Gegründet wurde die Schule 1919 im provinziellen Weimar als Nachfolgeeinrichtung der örtlichen Kunstakademie, mit einer weit überwiegend deutschen Schülerschaft. Nachdem die thüringische Landespolitik das Bauhaus 1925 in das nur wenig größere Dessau vertrieben hatte, nahm der Anteil von Studierenden aus anderen Ländern deutlich zu. Ein kurzes letztes Wintersemester 1932/33 lang existierte das Bauhaus noch in Berlin, bevor es sich im Sommer 1933 unter Druck der Nationalsozialisten selbst auflöste. Ausgerechnet die nationalsozialistische Politik, die die Bauhaus-Mitglieder diffamierte und die prominenten Lehrer wie Klee, Schlemmer und Kandinsky zu „entarteten Künstlern“ erklärte, war dann die Ursache dafür, dass das Bauhaus tatsächlich in alle Welt verstreut wurde – in die europäischen Nachbarländer, aber genauso nach Australien, Südafrika, Nord- und Südamerika. Der Aufruf

„An die Bauhäusler in aller Welt“ sollte dann 1946 auch die einstigen Schüler für eine gemeinsame Ausstellung in Berlin versammeln.

Dennoch stellt sich dieses internationale, von Gemeinschaft bestimmte Bild des Bauhauses heute als idealisiert dar. Es blendet diejenigen aus, die sich von Anfang an nicht mit der Institution identifizieren konnten, im Konflikt schieden und ihren eigenen Weg gingen. Überhaupt war die Institution während ihres zwölfjährigen Bestehens von internen Richtungskämpfen geprägt, etwa über die Art der Zusammenarbeit mit der Industrie. Nicht wenige der Bauhaus-Angehörigen blieben nach 1933 in Deutschland und trugen die NS-Politik mit oder engagierten sich sogar für die Partei. Das verklärte Bauhaus-Bild unterschlägt auch Studierende, die aufgrund von finanziellen Nöten, Krankheit oder tradierter Geschlechterrollen gar nicht die Möglichkeit hatten, intensiv zu studieren und später eine eigene künstlerische Karriere aufzubauen. Nicht zuletzt seien die aufgrund ihrer Religion, ihrer Ethnie oder ihrer politischen Einstellung wegen verfolgten Bauhaus-Angehörigen erwähnt, die nicht mehr fliehen konnten und vom NS-Regime ermordet wurden.

Fakten und Fehlstellen der Bauhaus-Geschichte

Angesichts der heutigen Popularität des Bauhauses scheint es umso wichtiger, sich mit den realen Lebenswegen der Bauhaus-Studierenden und -Lehrenden zu beschäftigen, deren Vielschichtigkeit angesichts von Krisen und Umbrüchen herauszuarbeiten und sich mit ihrer aktuellen Bedeutung kritisch auseinanderzusetzen. Den Anfang an der Uni Erfurt markierte das DFG-geförderte Projekt „Bewegte Netze – Bauhaus-Angehörige und ihre Beziehungsnetzwerke in den 1930er- und 1940er-Jahren“ (2013–2016), das im April 2017 in die „Forschungsstelle



für Biografien ehemaliger Bauhaus-Angehöriger (BeBA)“ überführt wurde. Im September 2019 konnte in diesem Zusammenhang die erste Recherche-Plattform mit mehr als 1.500 bislang bekannten Bauhaus-Angehörigen, ihren Lebensdaten und Werkstattzugehörigkeiten online gestellt werden (<http://bauhaus.community>).

Wie international war nun die Verbreitung der ehemaligen Bauhaus-Angehörigen nach ihrer Bauhaus-Zeit tatsächlich? Diese Frage lässt sich etwa mit einem Blick auf die unterschiedlichen Sterbeorte nachvollziehen (s. Abb. S.28/29), wobei gleichzeitig die Lücken in der Überlieferung offensichtlich werden: Nach derzeitigem Stand hatte das Bauhaus 1.253 Studierende und 114 Lehrende. Aber gerade bei den Studierenden kennen wir oft nur den Namen und das Geburtsdatum, bei mehr als einem Drittel sind weder Sterbejahr noch -ort bekannt. Das betrifft häufig die Frauen, die nach der Heirat meist ihren Nachnamen gewechselt haben und daher als Person in den Archiven nicht mehr so leicht zu greifen sind.

Die Sterbeorte sind tatsächlich international verteilt, wobei die Konzentration auf Deutschland liegt. Es muss berücksichtigt werden, dass jeweils unterschiedliche individuelle Einzelschicksale dahinterstecken. Manche Ausländer waren nach dem Studium bereits vor 1933 in ihr Herkunftsland zurückgegangen. Auch wanderten einige Bauhäusler erst nach 1945 in andere Länder aus. Doch bei vielen handelt es sich um eine Emigration nach 1933 – also während der entscheidenden Jahre der Nazi-Diktatur, die Intellektuelle, Kulturschaffende und Künstler*innen in eine neue Heimat trieb, soweit ihnen die Flucht gelang.

Bauhaus-Shortcuts

Neben der Frage, welche Sachverhalte zum Gegenstand der Forschung werden, geht es methodisch auch immer um Überlegungen, wie sich neue Erkenntnisse innovativ vermitteln lassen. Gerade weil es in dem Forschungsprojekt um die Auswertung statistischer Daten geht, war es uns ein Anliegen, über eingängigere visuelle Zugänge nachzudenken. Die Reihe „bauhaus shortcuts“ zeigt Vermittlungsmodelle, die in prägnanten Grafiken und kurzen Texten einen neuen Zugang zur Geschichte der Avantgarde-Institution erlauben (<https://shortcuts.bauhaus>.

community). Hier wurde beispielsweise auch die internationale Verteilung der Geburtsorte von Studierenden und Lehrenden untersucht, ebenso wie die genderspezifische Aufteilung der Werkstätten am Bauhaus (s.S. 28). Sie zeigt, dass zwar die meisten Frauen Teil der Webereiwerkstatt waren, dass sie dennoch jeder Abteilung beitreten konnten, wo sie sich jeweils individuell durchsetzen und erfolgreich waren.

Vergessene Bauhaus-Frauen

Denn ein weiteres Thema, das gerade im Jahr des 100-jährigen Bauhaus-Jubiläums 2019 für Aufmerksamkeit sorgte, ist die spezifische Rolle der Frauen am Bauhaus. Seit jeher stand ihre Rezeption im Schatten der großen Protagonisten des Bauhauses wie Walter Gropius, Ludwig Mies van der Rohe, László Moholy-Nagy oder Marcel Breuer. Erst in den 1980er-Jahren wurden sie wiederentdeckt, ihre besondere künstlerische Leistung wurde in Einzelausstellungen gewürdigt, wie z.B. die von Friedl Dicker-Brandeis, Gunta Stözl oder Lucia Moholy. Doch auch hier bleibt noch viel zu erforschen – angesichts von über 460 ermittelten Studentinnen am Bauhaus, von denen nur zwei Drittel mit ihren kompletten Lebensdaten bekannt sind. In dem aktuellen Forschungsprojekt „Vergessene Bauhaus-Frauen und ihre Lebenswege in den 1930er- und 1940er-Jahren“ steht genau die Untersuchung dieser Marginalisierung im Vordergrund.

Eine Ausstellung erinnert vom 1. Oktober 2021 bis 4. Januar 2022 an knapp 40 Bauhäuslerinnen, die das Kriegsende 1945 nicht mehr erleben sollten. Dabei werden die Lebenswege durchaus in ihrer Verschiedenheit aufgezeigt, um dem irreführenden Eindruck vorzubeugen, es habe das eine, typische Frauenschicksal der früheren Bauhaus-Angehörigen in den 1930er-Jahren gegeben. Das biografische Konzept von Ausstellung und Publikation veranschaulicht die Breite der weiblichen künstlerischen Talente anhand von Archivmaterial und Kunstwerken, die sich über fast alle Werkstätten des Bauhauses erstrecken: von der Architektur über Fotografie und Reklame bis hin zur Buchbinderei, Keramikarbeiten, Malerei, Skulptur und der Textil-Gestaltung in der Weberei. Eine der Frauen ist z.B. Charlotte Brand, deren Lebensgeschichte bisher vollkommen unbekannt war. Sie wurde 1903 als Tochter

jüdischer Eltern in Pforzheim geboren. 1923 nahm sie das Studium in Weimar auf, nach einer Unterbrechung besuchte sie das Bauhaus Dessau 1926/1927. Sie lebte in Paris, Madrid, Rom und London, wo sie rastlos künstlerisch tätig war: Zeichnungen und Aquarelle mit landschaftlichen Impressionen sind überliefert, die sie in London und Paris ausstellte. Als Jüdin schwebte sie jedoch in ständiger Gefahr, sie wurde 1939 in Gurs interniert, von wo sie entkommen konnte. Ihr gelang 1940 die Ausreise in Marseille. In New York angekommen, schaffte sie es teilweise, an ihre berufliche Karriere anzuknüpfen: Sie unterrichtete an Colleges, auch konnte sie ihre Werke in einer Ausstellung in New York zeigen. Sie starb am 6. Juli 1944 in einem Krankenhaus in New York City.

Bauhaus global und vielfältig

Die Bauhäusler*innen waren in aller Welt – doch aufgrund von Herkunft und Zeitläuften entwickelten sie ganz verschiedene künstlerische und politische Haltungen. Der Blick auf diese unterschiedlichen Biografien trägt dazu bei, die Geschichte des Bauhauses als pluralistische, vielstimmige und widersprüchliche Erzählung neu zu schreiben. Der empirische Zugang erlaubt dabei neue Fragestellungen, die in Verbindung aus biografischer Forschung, künstlerischem Wirken, Objekten, Schriften und Archivfunden bislang unbekannte Erkenntnisse über das Bauhaus zutage fördert und differenzierte Bewertungen erlaubt. Es ist nicht die eine Idee, die das Bauhaus in der Zeit seines Bestehens geprägt hat und auch nicht eine Idee, die global migriert ist. Vielmehr handelt es sich immer um Individuen mit ihren Talenten, Erfahrungen und Überzeugungen, die in ihren späteren Lebensumständen häufig versucht haben, in Pädagogik, Design, Architektur und künstlerischer Gemeinschaftsarbeit das Gelernte weiterzugeben – sofern sie aufgrund ihres Geschlechts, ihrer politischen Überzeugung und ihres Schicksals überhaupt die Gelegenheit hatten, längerfristig künstlerisch zu wirken.

Prof. Dr. Patrick Rössler, Leiter der Forschungsstelle für Biografien der ehemaligen Bauhaus-Angehörigen, und Dr. Anke Blümm, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Vergessene Bauhaus-Frauen“

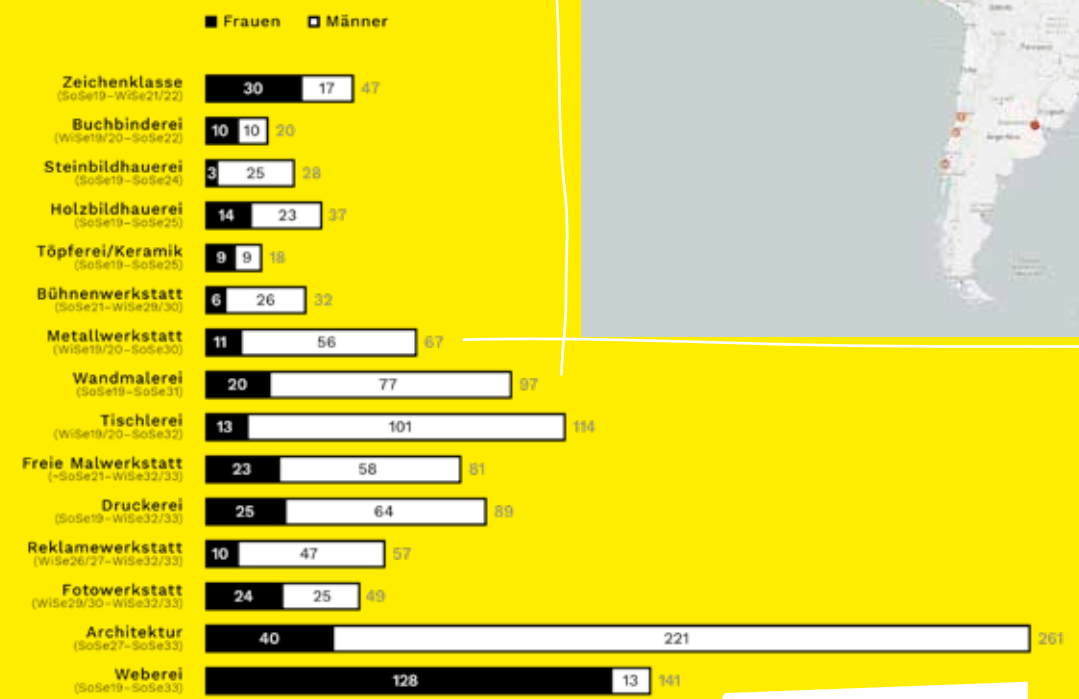
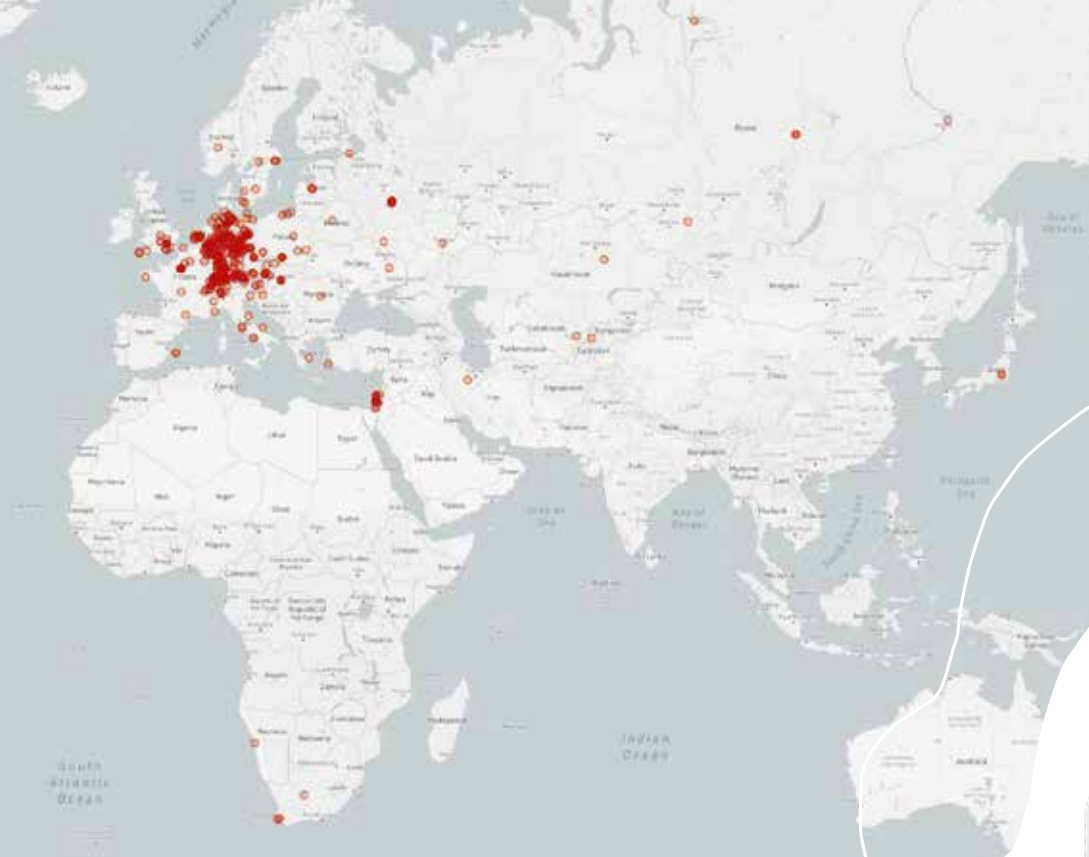


Foto: T. Lux Feininger, 1928; Karla Grosch (Weimar 1904 - Tel Aviv 1933) und Else Rawitzler (Berlin 1908 - KZ Auschwitz 1942) vor dem Bauhaus-Gebäude Dessau © Estate T. Lux Feininger / Bauhaus-Archiv Berlin.

Werkstätten am Bauhaus, 1919-1933, sortiert nach Auflösungsdatum, Shortcut, Bauhaus-Community (Gestaltung: Weber/Wolter 2019).



Sterbeorte der Bauhaus-Studierenden, Shortcut, Bauhaus-Community (Gestaltung: Weber/Wolter 2019).



Porträt Charlotte Brand, um 1937, Archives nationales, Paris.

Weiterführende Links

Webseite community:
<http://bauhaus.community>

Ausstellungsprojekt Vergessene Bauhaus-Frauen:
<https://www.uni-erfurt.de/forschung/forschen/forschungsprojekte/vergessene-bauhaus-frauen>

Shortcuts:
<https://shortcuts.bauhaus.community>

SHORTCUTS

Wirtschaft als Weltbeziehung

Earth Overshoot und die Macht des Teilens

Eine Weltbeziehung zu haben, ist nicht selbstverständlich. So lässt sich mit Martin Heidegger und im Anschluss an Jacob von Uexküll die „Welthabe“ des Menschen als etwas spezifisch Menschliches deuten: Pflanze, Tier und Ding seien zwar „in“ der Welt, ja sie haben sogar eine „Umwelt“, auf die sie Einfluss nehmen. Doch sie stellten sich keiner Welt *gegenüber*, ihnen fehle damit ein Weltverhältnis. „Der Stein ist weltlos“ (Heidegger). Auch für Menschen allerdings bleibt die Beziehung zu ihrer „Welt“ prekär und unsicher, und zwar aus zwei Gründen:

Erstens, weil Welt nicht einfach *gegeben* ist: „Welt ist nie ein Gegenstand, der vor uns steht“ (Heidegger), sondern hängt von der Perspektive und Seinsweise des Gegenübers mit ab; sie ist so etwas wie der Horizont, in dem wir und die Dinge immer schon stehen. Dabei ist sie für Heidegger nicht bloß subjektiv, kein nur „vorgestellter Rahmen“, sondern das, *wohin* wir gestellt sind, also etwas, das sich zwar wandelt, aber nicht nach unserem Belieben. Welt bleibt meist ungreifbar, wie die Luft oder der eigene Körper ist sie zu selbstverständlich „mitgegeben“, um jederzeit wahrnehmbar zu sein. Solch ermöglichende und tragende Entitäten zeigen sich erst in der Krise, da ist es häufig schon zu spät.

Zweitens heißt, eine Grenze zu erkennen, sie immer schon überschritten zu haben – um die Konturen eines Etwas namens „Welt“ zu erkennen, müsste man eigentlich *außerhalb* ihrer stehen. Wie soll das zugehen? Das ist auf zwei Wegen denkbar – durch mystische Ekstase, in der man sich außerhalb der Welt wahrnimmt (eine „akosmistische“ religiöse Vorstellung, wie es Max Weber nannte); oder, profaner, aber ressourcenintensiver, durch bemannte Raumfahrt.

Max Weber hat lange über die Effekte einer weltabgewandten Mystik auf die „Welt“ sinniert und den Kapitalismus als Effekt einer „innerweltlichen Askese“, also einer Weltabgewandtheit gedeutet. Umgekehrte Folgen hatte die Raumfahrt: Tatsächlich hatten die Bilder von der Erde, die zu Weihnachten 1968 von Apollo 8 über die TV-Bildschirme flimmerten, einen weltzugewandten Effekt auf die Wahrnehmung: Die Erde plötzlich *doch* wahrzunehmen als „Gegenstand, der vor uns steht“, macht auf einen Schlag klar, dass es nur diesen einen Planeten gibt und dass er Grenzen hat. Das Bewusstmachen der *Grenzen des Wachstums* (Club of Rome 1972) ist auch in diesem Kontext zu sehen. Allerdings war der erkenntnisförderliche Effekt des Blicks auf die Erde leider nicht nachhaltig – in jüngster Zeit versuchen superreiche Männer wie Richard Branson, Elon Musk und Jeff Bezos auf eher kindliche Weise, sich in dem Luxus einer „privaten“ Weltraumreise zu übertreffen und sogar ein Edel-Tourismus-Geschäft daraus zu machen, als ob es keinerlei ökologische Bedenken gäbe (andernorts werden Flugreisen gerade mühsam zu reduzieren versucht – siehe das jüngste EU-Paket „fit for 55“).

Man könnte daraus folgern, dass diese Herren und ihre potenziellen Kunden *keine* Weltbeziehung haben, dass sie zwar eine Beziehung zu Dingen *in* der Welt haben – zu Flugzeugen, Verkaufszahlen und „Likes“ sowie zu ihrem Vermögen; dass aber der Zustand der Welt selbst, die gerade buchstäblich in Flammen steht, wo sie nicht überschwemmt ist, ihnen gar nicht nahezukommen scheint. Für sie gelten andere Regeln; so wurden sie selbst während der Corona-Pandemie noch reicher, während viele Normalsterbliche ihre Lebensgrundlage verloren.

Wie lässt sich dieses Verhalten weltbeziehungssoziologisch deuten? Leider ist die Welt- und Gedankenlosigkeit dieser „großen Kinder“ als Normalfall zumindest seit der Moderne zu deuten: Über lange Zeit lebten Menschen



unmittelbar in ihrer Dingwelt (von Haus, Auto, Arbeit oder Feld, Werkstatt, Stall) und hatten nur in Ausnahmesituationen eine bewusste Beziehung zur „Welt“ – etwa wenn sie Schriften wie die von Alexander von Humboldt lasen (nicht zufällig *Kosmos* genannt), der anhand seiner Weltreisen und Forschungen bereits die Zerbrechlichkeit der Natur anmahnte, oder wenn sie die Welt im Fernsehen sahen (bei der Mondlandung, oder auch bei Bernhard Grizmek und Heinz Sielmann). Der Normalfall aber war lange Zeit, und ist auch heute noch, das weltlose, routinisierte Handeln „in“ der Welt. Eben dies ist heute durch den Turbokapitalismus zum Problem geworden: Das als „Anthropozän“ verhandelte Problem besteht ja darin, dass mit der ungeheuren Ausweitung der menschlichen Reichweite gerade unser gedankenloses Routine-Handeln einen *unmittelbaren* Effekt auf die Welt hat – jeder Kaffee (zumal im Pappbecher), jeder Pauschalurlaub (zumal im Billigflieger), jeder neue Hausbau wirkt sich *zerstörerisch* auf die Regenerationskraft der natürlichen Kreisläufe aus. Nun wird man einwenden: Das war schon immer so – auch schon frühere Kulturen gingen aufgrund einer Übernutzung der natürlichen Ressourcen zugrunde. Doch gibt es heute eine neue Dimension, die sich durch den „Earth Overshoot Day“ sinnfällig machen lässt. Vereinfacht gesagt bringt dieser zum Ausdruck, ab wann im Jahresverlauf die *planetarische* Absorptionskraft erschöpft ist. Jeder zusätzliche verbrauchende Tag wird damit zur *Überlastung* des Gesamtsystems, also letztlich zur Zerstörung.

Würde die Menschheit als Kollektivsubjekt handeln und sich über ihre Weltbeziehung beraten können, wäre wohl klar, dass selbst ein Ecke auf Kante genähter Umgang mit der Welt diesen Tag auf den 31.12. legen müsste, ein vorausschauender Umgang dagegen würde es selbst dazu nicht kommen lassen dürfen, um keinen Raubbau zu betreiben und auf „Nummer Sicher“ zu gehen. Doch davon sind wir weiter entfernt als je zuvor: Trotz eingeschränkter Reisetätigkeit durch Corona liegt der „Earth Overshoot Day“ in diesem Jahr auf dem 29. Juli (nach <https://www.overshootday.org>). Schlimmer noch, legt man nur den Verbrauch in Deutschland, das sich ja selbst häufig als Vorreiter der grünen Transformation versteht, als Muster für das Verhalten aller zugrunde, läge dieser Tag bereits am 5. Mai. Im privaten Verhalten brächte das rasch den Ruin

– man kann nicht 1/3 des Jahres von der Substanz und die restlichen 2/3 des Jahres „auf Pump“ leben. Die Konsequenzen dieses ungeheuerlichen kollektiven Verhaltens bekommen wir nun allenthalben zu Gesicht, durch Feuer und Hitze ebenso wie durch Überschwemmungen sowie die zunehmende Gefahr von Epidemien. Ein Umsteuern des Verhaltens ist also dringender geboten als je zuvor.

Das bringt allerdings die Frage mit sich: Wie steuert man eine *Weltbeziehung* um? Dies hat einerseits eine individuelle und subjektive Komponente: Jede*r Einzelne kann am CO₂-Ausstoß und Plastikverbrauch sparen – durch lokales Einkaufen, mehr öffentliche Verkehrsmittel, weniger Fleisch und Flüge. Viele (wenn auch nicht genug) tun dies bereits, hierzulande sogar mehr als andernorts, aber diese Bemühungen sind in die fatalen deutschen Zahlen bereits eingerechnet; es genügt also eindeutig *nicht*. Zentral ist es daher, eine Gesamtperspektive einzunehmen und das *kollektive Handeln in den Blick* zu nehmen. Die zentrale Vermittlung zwischen uns und der Welt hinsichtlich der materiellen Kreisläufe ist die globale Wirtschaft, sie definiert und praktiziert unsere „Weltbeziehung“, bevor wir überhaupt über sie nachzudenken beginnen. Das offizielle Credo der für sie zuständigen Wissenschaften ist in vielen Fällen immer noch, dass man in sie möglichst wenig „eingreifen“ dürfe, um nicht Effizienzgewinne zu riskieren und womögliche die Einzelnen zu „bevormunden“. Nun ist aber zugleich klar, dass jedes Wirtschaften, auch das globale, einen Rahmen braucht, und dass die Wirtschaftsweise der vergangenen Jahrzehnte uns nahe an den Ruin gebracht hat, sozial ebenso wie ökologisch. Es bedarf daher grundlegender Wandlungen sowohl im Verhalten der Einzelnen als auch in der politischen Steuerung wirtschaftlicher Prozesse. In dem Forschungsprojekt „Dinge verfügbar machen“ im Rahmen des SFB Transregio 294 „Strukturwandel des Eigentums“ untersuchen wir an empirischen Beispielen, wie sich das Verhalten der Individuen im Umgang mit den Dingen *ändern kann* – u.a. an zwei für den Klimawandel überaus einschlägigen Beispielen, dem Energieverbrauch und dem Individualverkehr. Wir untersuchen, welche Erfahrungen Nutzer*innen des „Carsharing“ wie des „Energiesharing“ machen und inwiefern das ihre *Weltbeziehung* verändert. Weltbeziehung meint in diesem Zusammenhang sowohl das Handeln in

der Welt (ihr Verhältnis gegenüber Dingen, anderen Menschen und sich selbst), aber auch die grundlegende Haltung *gegenüber* der Welt, die etwa in einem bewussteren Lebensstil zum Ausdruck kommt.

Leider erfährt ein aus ökologischer Sicht wünschenswertes Verhalten von nationaler politischer Seite immer noch mehr Widerstände als dass es gefördert würde – Politik im Interesse der Weltbeziehung muss das schleunigst ändern. Dafür nur zwei Beispiele: Im Interesse der Ausweitung alternativer Energieerzeugung ist es, die Möglichkeit eines „Energiesharing“ zu schaffen, damit Kleinproduzenten von Ökostrom diesen nicht nur entweder selbst verbrauchen oder „grau“ ins große Netz verkaufen können (wofür sie Abgaben zahlen müssen), sondern auch auf regionaler Ebene *kommunal* verbrauchen und beispielsweise in der Kommune oder vom Nachbarn nutzen können – das wäre im Sinne einer ökologischen und regionalen Energieversorgung. Obwohl die EU dies vorgeschrieben hat, hat die Bundesrepublik jüngst die Frist zur Umsetzung der Erneuerbare-Energien-Richtlinie (bis zum 30.6.2021) verstreichen lassen (dazu gab es eine „lange Nacht der Bürgerenergie“, nachzuerleben unter <https://www.buendnis-buergerenergie.de/konvent/konvent-2021>, verwiesen sei auch auf die Dokumentation des 5. Thüringer Bürgerenergie-tages vom 19.5. 2021: <http://www.buergerenergie-thueringen.de/neue-termine/349-5-thueringer-buerger-energie-tag>). Zweitens wurde Ende April 2021 auch das sogenannte „Klimaschutzgesetz“ vom Bundesverfassungsgericht in die Revision geschickt, weil es den künftigen Generationen zu viele Lasten aufbürde und die notwendigen Veränderungen erneut vertage. Hier liegt noch einiges im Argen, Politik verhindert den nötigen Wandel mehr als dass sie ihn anleitet.

Unsere Studien zu den praktischen Erfahrungen mit Energiegenossenschaften und mit der geteilten Nutzung von Autos kann dazu beitragen, aufzuzeigen, dass es in vielen Bereichen Alternativen gibt, die bereits praktiziert werden, die aber der nötigen politischen Unterstützung harren, um zu tatsächlich wirksamen Änderungen unserer Weltbeziehung beizutragen.

PD Dr. Christoph Henning,
Fellow am Max-Weber-Kolleg

Christoph August v. Wangenheim

Der europäische Blick – Im Dienste der Ostindischen Kompanie. Tagebuch der Reise nach Gibraltar – St. Salvador/Brasilien – Madras 1782 bis 1785

Im Jahr 2015 hat die Familie von Wangenheim ihr Familienarchiv im Staatsarchiv Gotha deponiert. Die Familie gehört zu den bedeutendsten und ältesten (urkundlich nachweisbar bereits Anfang des 12. Jahrhundert) Adelsfamilien in Thüringen, die die Landesgeschichte tiefgreifend geprägt haben. Außerdem ragen aus der Familie Einzelpersonlichkeiten heraus, deren Leben von besonderen Ereignissen geprägt war. Zu diesen Persönlichkeiten gehört Christoph August von Wangenheim, dessen Tagebuch im Familienarchiv erhalten ist und für eine Edition transkribiert wurde.

Christoph August v. Wangenheim kommandierte das 16. hannoversche Regiment mit 1.000 Mann, das, neben dem 15. hannoverschen Regiment ebenfalls mit 1.000 Mann, der britische König Georg III. 1781 hatte werben lassen, um den Kampf der Ostindischen Kompanie gegen Hyder Ali und das südindische Fürstentum Mysore zu unterstützen. Da Großbritannien auf mehreren Fronten, u.a. im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, kämpfte, sollten so die überstrapazierten britischen Truppen entlastet werden. Die Einschiffung fand im September 1782 statt und v. Wangenheim führte ab diesem Zeitpunkt ein Tagebuch, das zu den bedeutendsten Quellen zur Geschichte der Seefahrt, insbesondere der Royal Navy, und der Kolonialgeschichte des britischen Empires gehört. Gleichzeitig mit der eigentlichen Ostindienflotte stach auch die Kriegsflotte in See, die die französische Belagerung von Gibraltar aufbrechen sollte. Die Reise führte also von Großbritannien über Gibraltar und St. Salvadore da Bahia/Brasilien nach Madras. Christoph August v. Wangenheim richtete seinen „europäischen“ Blick auf die exotischen fernen Länder und berichtete von den kolonialen Regimen in Übersee, denn sowohl die Portugiesen als auch die Briten in Indien betrieben keine Entwicklungshilfe, sondern beuteten ihre Kolonien ohne Skrupel für die eigenen Interessen aus.

Allein zwei Namen verdeutlichen die Bedeutung der Tagebuchquelle: Admiral Richard Howe (1726–1799), Befehlshaber der Kriegsflotte, und Captain James Burney (1750–1821). Howe, der bereits mit 13 Jahren in die Royal Navy eintrat, war 1782 schon ein berühmter Admiral, da er 1776 bis 1778 erfolgreich die englische Flotte im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg geführt hatte. Er kommandierte die „Victory“, das 100-Kanonen-Flaggschiff der Kriegsflotte. Das Schiff wurde 1765 als Kriegsschiff ersten Ranges, nach Baukosten von über 63.000 Pfund Sterling, in Dienst gestellt und erlebte zahlreiche Schlachten im Krieg gegen die französische bzw. spanische Flotte, bis sie im Jahr 1805 als

Flaggschiff von Horace Nelson in der Schlacht bei Trafalgar unsterblichen Ruhm erlangte. Nach Trafalgar stand das Schiff im Ostseedienst, bis es 1812 endgültig in Portsmouth verblieb und als Flaggschiff des Hafenedmirals diente. Von 1922 bis 1928 grundlegend restauriert, kann es heute als Teil des britischen Marinemuseums im Original mit allen Decks besichtigt werden.

Captain James Burney kommandierte die „Bristol“, ein 50-Kanonen-Kriegsschiff. Die Bristol war das Führungsschiff der Ostindienflotte, die auch in Indien in der Schlacht von Cuddalore 1783 gegen eine französische Flotte kämpfte. James Burney hatte James Cook auf den zwei letzten Reisen in die Südsee begleitet und war Zeuge seiner Ermordung. Auf der dritten Reise Cooks nahm auch William Bligh als Steuermann teil, dessen genaue Karten bis in das 20. Jahrhundert Verwendung fanden. Beide Männer waren hervorragende Seefahrer und so verband sie eine enge Freundschaft. Burney, der selbst umfangreiche literarische Expeditionsbeschreibungen veröffentlichte, edierte auch 1892 Blighs umfangreichen Bericht über seine Erlebnisse während der Meuterei auf der Bounty. Burney wurde noch 1821 auf persönliche Intervention des späteren Königs William IV. zum Konteradmiral (rear-admiral) ernannt.

Schon an Bord seines Schiffes erlebte Christoph August v. Wangenheim mit den exotischen Trink- und Essgewohnheiten den Übergang in eine fremde Welt. Am 29. Oktober 1782 hielt er fest: *„2 Uhr noch stets calm und wärmer, mein Thermometer auf 82 Grad, des Captains 85 Grad. Bey Tische vertreiben wir Hitze mit Hitze und trinken nebst Wein, Spruce, Grog etc. ein Glas Branntwein. Dabey sind die mehrsten Speisen stark gewürzt und gepfeffert, daß man jemanden ein solches Gericht in unserm Lande vorgesetzt würde, er es davon zu essen seiner Gesundheit höchst schädlich, ja tödlich halten würde. Anfangs war uns, die wir nicht daran gewohnt, der Mund voller Blasen, nun aber werden wir es gewohnt, ja lieben es vielmehr und bekommt uns gut. Wir haben unter anderem ein indianisches Gericht, welches täglich serviert wird und wir jetzo sehr gern essen, es heißt Curry, eine Art Fricassee mit Reis und einer Sauce bloß von Pfeffer und Gewürz gemacht, so heiß wie ein höllisches Feuer, wenn man viel davon ißt, trinkt man ein Glas des stärksten Branntweins darauf, der tötet alsdann die Hitze im Mund und Magen. Das Sprucebier, Porter und Wasser würde zwar manchem unserer Landsleute, vielleicht uns selbst auch, wenn wir es aus einem Glas am Lande trinken sollten, verdächtig vorkommen, denn besehen darf es eben nicht werden, doch dagegen sind eben die Mugs (Tonbecher), deren wir uns bedienen, gut, im Glase wird nichts von diesen Getränken serviert, man sieht also nicht, was man trinkt und so geht dünn und dick, Insekten und Schmutz, alles miteinander glücklich hinunter.“*

Von der ersten Station der Reise, St. Salvador/Brasilien, berichtete v. Wangenheim am 27. November 1782 auch über die Sklaverei in der portugiesischen Kolonie. Während die Indios aufgrund des starken jesuitischen Einflusses in São Salvador von der Sklaverei ausgenommen blieben, entwickelte sich ein bedeutender Handel mit afrikanischen Sklaven. Zwischen 1570 und 1850 wurden ca. 3,9 Millionen Sklaven unter menschenunwürdigen Bedingungen auf Sklavenschiffen von Afrika nach Brasilien verschifft. Auf dem Rückweg nach Europa transportierten die Schiffe begehrte Kolonialwaren, wie Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Kakao und Tabak. Die Schiffe brachten dann Manufakturwaren, Waffen und Eisenprodukte von Europa nach Afrika, sodass ein schwunghafter Drei-

eckshandel entstand, der große Profite abwarf. Der Tagebuchautor nahm den elenden Zustand der Sklaven aufmerksam wahr: „Schönwetter, nicht zu warm, Thermometer 78 Grad. 9 Uhr fuhr [ich], dem General Bruce meine Visite zu machen, an Bord [der] Busbridge. Dasselbst hatte [ich] Gelegenheit, einen Guinea Sklavenhändler, der dicht bei [ihr] lag, genau zu sehen. Es ist ein für die Menschheit rührender trauriger Aspekt. Diese Elenden lagen, standen und saßen ganz nackt, von beiderlei Geschlecht, jung und alt, auch Kinder, so nahe aneinander, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen konnten, ohngefähr so, wie wir Schlachtvieh in einem engen Stall treiben würden und wie der Bauer bei uns Kälber zu Markte fährt, nur daß sie nicht gebunden werden. Dergestalt warteten sie der Käufer und kriegten keinen mehreren Raum wie derjenige, der abgeholt und gekauft wurde, machte. Sie schienen mir aber dabei ganz unbesorgt zu sein, ja einige sah ich auf einer Art Trommel schlagen und dazu singen. Die Sklaven verrichten sehr saure und schwere Arbeit, denn wegen des Bergigten der Stadt muß alles getragen werden und dieses tun sie. Wir begegneten einigen, die schwere Lasten und Bauholz, Tonnen und dergleichen trugen, sie singen dabey einen gewissen Gesang (...)“

Endlich im April 1783 in Indien angekommen, setzte v. Wangenheim seine Aufzeichnungen fort. Er beschrieb im Mai 1783 das unbarmherzige koloniale Regiment der Briten in Madras: „Die Zahl der Gentoos und verschiedenen Kasten der Schwarzen ist in Madras in the black town und auf einige Meilen ringsumher so ansehnlich, daß sie sich gewiß über 200.000 beläuft. Die meisten [Menschen] aber davon [leben] so kümmerlich und elend, daß sie auf denen Landstraßen nackt im Staube liegen und umkommen. Kurz, ehe wir ankamen, war der Reis so rar und teuer, daß viele tausende [Menschen] elend starben. Diese Hungersnot hat sich zwar etwas gegeben, doch ist der Reis noch sehr teuer und sieht man, wie gesagt, viele von ihnen, alte [Leute] und Kinder in der großen Hitze am Wege liegen und mit dem Tode ringen. Dieses wird aber gar nicht geachtet, man sieht sich nicht danach um und ein solcher elender [Mensch] wird, wie man [es] bei uns mit einem verreckten Hund tun würde, bloß aus dem Wege geworfen und weiter nicht beachtet. (...) Der Reis wird aus Bengalen geliefert, ist also die Armee stark allhier oder bleiben bei contrairen Wind oder in Kriegszeiten die Schiffe, wie häufig geschieht, aus, entsteht unter den Schwarzen sogleich Teuerung, Hungersnot und Mangel.“

Eine Nebenbemerkung des Tagebuchautors zeigt aber auch den beginnenden kulturellen Austausch zwischen den Kontinenten. So berichtete Christoph August v. Wangenheim: „Mulligatawny pepper water [is] an excellent stomatic, to be washed down with weak brandy and water; [proven recipe] from Mr. Sydenham“. Hier findet also Mulligatawny als Heilmittel bei Entzündungen des Mundraums Erwähnung. Mulligatawny war auch die Hauptzutat für eine Reissuppe, die bei den britischen Kolonialbeamten so großen Anklang fand, dass diese in Madras allgemein als Mull bezeichnet wurden. Dieses indische Gericht wurde schließlich im englischen Mutterland ebenfalls populär und erfreut sich heute großer Beliebtheit, besonders bei einem Festtagsmenü*. So wird die Suppe obligatorisch auch beim „Dinner for One“ serviert.

Nach der endgültigen Eroberung des Königreichs Mysore im Jahr 1799 wurde die Hauptstadt bzw. der Sultanspalast durch die britischen Truppen geplündert und zahlreiche indische Kunstschatze als Kriegsbeute nach London verbracht, wo sie bis heute

öffentlich im Victoria & Albert Museum ausgestellt werden. Christoph August v. Wangenheim war die Grausamkeit des Kolonialregimes, sowohl in Brasilien als auch in Madras, besonders ins Auge gefallen, vielleicht auch, weil sein Heimatland keine Kolonien besaß und er derartiges einfach nicht gewohnt war. In England selbst setzte erst während des Sepoy-Aufstandes im Jahr 1857 ein erstes Umdenken ein, als selbst Queen Victoria sich entrüstet über die dort begangenen, jedem christlichen Menschenbild widersprechenden Massaker zeigte. So wurden neben Massenhinrichtungen auch andere Kriegsverbrechen begangen. Man band z.B. aufständische Sepoys vor Kanonen, um diese durch die Kugel zerreißen zu lassen. Viele Briten mussten erkennen, dass zwischen ihrer Wahrnehmung als glorreiches Empire, als „rule Britannia“, und der tatsächlichen Wirkung ihres grausamen Kolonialregimes bei den Einheimischen eine tiefe Kluft herrschte.

*So auch in einem Kochrezept in: The Magazine of Domestic Economy, London 1840, S. 189 explizit erwähnt. Siehe auch Cecilia Y. Leong-Salobir, Food Culture in Colonial Asia: A Taste of Empire, Abingdon (Oxon) 2011.

Dr. Steffen Arndt,
Archivrat, Landesarchiv Thüringen – Staatsarchiv Gotha,
Lehrbeauftragter am Historischen Seminar





Globalisierung und Nationalisierung in Zeiten von COVID-19

Ausgangspunkt einer Umorientierung staatlichen Handelns?

Während seit den 1990er-Jahren Globalisierung als Charakteristikum unserer Zeit betrachtet wurde, war es seit Beginn der Corona-Pandemie im Januar 2020 eine erstarkende Nationalisierung, welche staatliches Handeln prägte: Staatsgrenzen wurden geschlossen, es entbrannte ein globaler Wettlauf um Masken und Impfstoffe, die zuallererst im eigenen Land verfügbar sein sollten. Ein Handeln, das als emotionaler, natürlicher Schutzmechanismus eines Staates (Levsen, 2020) gelesen werden kann, auf lange Sicht aber die Frage aufwirft: Könnte dieser Schutzmechanismus ein Ende des globalen Denkens bedeuten und dafür eine Umorientierung hin zu einem neuen, zunehmend nationalen staatlichen Handelns markieren?

Die Bedeutung und Definition von Globalisierung zeigen sich als abhängig vom gewählten Referenzrahmen als vergleichsweise flexibel. Als „theory in the making“ (Dürschmidt, 2002) bietet die Globalisierungsdebatte eine Vielfalt an teils sehr unterschiedlichen Definitionen von Globalisierung. Dem vorliegenden Text soll eine soziologische Perspektive zugrunde liegen, die sowohl Globalisierung als auch Nationalisierung als prozesshaft beschreibt (Robertson, 1992). Als transformative Prozesse sind Globalisierung und Nationalisierung keinesfalls als gegenläufig zu verstehen. Vielmehr treten

beide gleichzeitig auf, bedingen und ergänzen einander. Nationale Souveränität kann etwa als Voraussetzung für globales Handeln betrachtet werden, da dieses von staatlicher Durchsetzung abhängig ist (Cheneval, 2014). Somit sind Nationalstaaten dafür verantwortlich, nationale wie globale Prozesse in Ausgleich zu bringen. Dies zeigte sich auch während der Corona-Pandemie in den unterschiedlichen Bereichen staatlichen Handelns, im politischen, wirtschaftlichen sowie sozialen Agieren eines Staates. Drei Analysebereiche, die im Folgenden nähere Betrachtung finden sollen:

Politisch zeigt sich die Verflechtung von Nationalisierung und Globalisierung durch die Interaktion von Nationalstaaten als Akteure der Global Governance. Einer staatlichen wie nichtstaatlichen, global vernetzten Gemeinschaft, deren Ziel es ist, globalen Herausforderungen gemeinsam zu begegnen (Murphy, 2000). Im Zentrum der globalen Bemühungen um das „Menschenrecht auf ein Höchstmaß an geistiger und körperlicher Gesundheit“ stehen die Vereinten Nationen, hierbei im Besonderen die World Health Organization (WHO).

Mit der Ausrufung eines „Public Health Emergency of International Concern“ (PHEIC) am 30. Januar 2020 veröffentlichte die WHO einen Maßnahmenkatalog zur Verhinderung einer weiteren Ausbreitung des Corona-Virus. Als UN-Institution ohne selbstständige Entscheidungsbefugnis kann die WHO jedoch nur Handlungsempfehlungen geben, deren Umsetzung allein in der Verantwortung der Mitgliedstaaten liegt. Teilweise, wie im Fall der USA oder Brasiliens, wurden diese Empfehlungen stattdessen mit einem zeitweisen Austritt aus der WHO oder der gänzlichen Ablehnung quittiert.

Mit dem Ziel, nicht nur Empfehlungen zu geben, sondern durch globale Vernetzung konkrete Hilfestellung zu leisten, gründete die WHO mit Unterstützung der Europäischen Kommission und Frankreichs die Initiative „Access to COVID-19 Tools Accelerator“, deren Teil auch die globale Impfkampagne COVAX ist. Ob COVAX ihr Ziel, alle Staaten weltweit unabhängig von ihrer wirtschaftlichen Stärke mit Impfstoffen zu versorgen, erreichen kann, bleibt abzuwarten.

Gemeinsam ist diesen Maßnahmen der Global Governance, dass sie nicht ohne nationale Implementierung auskommen, obwohl sie einem globalen Zusammenschluss von Staaten entspringen. Entgegen ihrer Wortbedeutung zielt Global Governance nicht auf ein globales „Regieren“ an Stelle der Nationalstaaten, sondern ergänzt deren nationales Handeln durch zusätzliches globales „Reagieren“. Ist dieses Zusammenspiel von Globalisierung und Nationalisierung in Aspekten der internationalen Zusammenarbeit längst üblich, so zeigt die Corona-Pandemie die Notwendigkeit, dieses auch für Krisensituationen zu etablieren.

Im Kern von Globalisierungsprozessen stehen außerdem immer wirtschaftliche Interessen. Sie brachten in den vergangenen Jahrzehnten die globale Integration voran. Globalisierung zeigt sich hier vor allem in der Zunahme des grenzüberschreitenden Handels und Investitionstätigkeit (Keohane, 2002) und führt zu einer Verflechtung vormals nationaler Wirtschaftsräume (Lange, 2000). Hier setzen auch die durch COVID-19 bedingten nationalisierenden Prozesse an. Das grenzenlose Wachstum der vergangenen Jahre kam zu einem abrupten Halt. Lieferketten wurden durch Exportverbote und damit verbundene Transporterschwernisse unterbrochen, protektionistische Maßnahmen wurden ergriffen. Diese sind jedoch nicht neu und angesichts einer Krise zu erwarten gewesen. Protektionistische Maßnahmen gehören zum kleinen Einmaleins der Wirtschaftspolitik in Krisenzeiten.

Ein Blick auf vergangene Krisen zeigt, dass Lösungsstrategien immer durch globale oder nationale Prozesse beeinflusst wurden. Ein Schlüsselakteur waren dabei vor allem die USA, die sich in Anlehnung an die „Hegemonic Stability Theory“ von Charles Kindleberger als „global leader“ verstanden. Ihre Lösungsversuche waren, wie

eine Analyse der Asien- und Lateinamerikakrise zeigt, immer von eigenen nationalen Interessen geprägt. Das Interesse der USA hatte nationalisierende Ursprünge, aber nationalisierende Prozesse der betroffenen jungen Nationen wurden bei ihrer Anpassung und Eingliederung in globalisierende Prozesse nicht beachtet, was letztlich einer der Hauptgründe für die schwere Wirtschaftskrise in Mexiko (Krugman, 2009) und die inadäquate Rolle und fatale Politik des IWF bei der Lösung der Asienkrise war (Dieter, 1998).

Die Ignoranz und das – im Namen des Neoliberalismus – jahrelange Ausnutzen schwächerer Märkte fordert auch jetzt wieder ihren Tribut, trifft doch die jetzige Krise solche Regionen härter als andere. Die ökonomischen Auswirkungen der Pandemie lassen sich in weniger Privatausgaben, „bottlenecks“ in der globalen Wertschöpfungskette und einer Risikoaversion auf den Finanzmärkten zusammenfassen. Alle diese betreffen „emerging markets“ mehr als Industrieländer (Granjo et al., 2018). Solche Regionen benötigen Lösungen, die die dortigen nationalisierenden Prozesse, sowie deren regionale, kulturelle und wirtschaftliche Strukturen berücksichtigen.

Der letzte Teil der Analyse betrachtet das soziale Agieren eines Staates. Während der Corona-Pandemie zeigte sich dieses soziale Agieren etwa am staatlichen Umgang mit (nationalen) Grenzen. Welche globale Bedeutung haben Grenzen? Und warum reagieren Staaten in Krisensituationen mit nationalen Grenzsicherungen?

Krisen sorgen für ein Überdenken von internationaler Zusammenarbeit. In Krisen hat das Heimatland eine Anziehungskraft als Identitätsraum (Krastev, 2020). Viren kennen keine Grenzen und auch das Coronavirus hat zahlreiche Grenzen überschritten. Es hat aber auch neue Grenzen gezogen, denn man versuchte, COVID-19 über Grenzsicherungen einzudämmen. Wir sind es im Schengen-Raum gewohnt, nationalstaatliche Grenzen problemlos zu überqueren. Geradezu paradox ist es, dass 25 Jahre nach Inkrafttreten des Schengener Abkommens in Westeuropa nunmehr 2020 genau diese Grenzen kontrolliert bzw. weitgehend geschlossen wurden.

Diese Entwicklungen lassen sich einerseits als Renationalisierung deuten – mit einem nationalstaatlichen

„rebordering“, das Sicherheit und die damit verbundenen Maßnahmen nicht zum Schutz der EU, sondern zum eigenen Schutz relevant macht. Die Reversibilität globaler Prozesse ist durch die nationalstaatlichen Alleingänge bei Überwachung der Grenzen erkennbar. In gut funktionierenden Systemen gibt es Isolationsmechanismen, Abschottungen und viele andere Mechanismen der Grenzziehung. In der Regel sind diese aber nicht absolut, sondern einem ambivalenten, feinen Regelspiel zwischen Grenzerhaltung und Grenzüberwindung unterworfen (Weizsäcker, 1997).

Bei der Virenbekämpfung müsse die Menschheit demnach tatsächlich Grenzen scharf bewachen. Harari (2020) fasst dies zusammen: „Allerdings gilt es, nicht Ländergrenzen zu schließen, sondern die Grenze zwischen der Menschenwelt und der Virussphäre.“ Die Grenze sei nicht länger eine statische und unbewegliche Barriere, sondern ein mobiles, ausgeklügeltes und sich ständig wandelndes Konstrukt – eine sich verschiebende Grenze, die an unzähligen Orten gesetzt und neu gesetzt werden könne (Shachar et al., 2020). Wichtig ist die Aufgabe, die nationale Souveränität und die internationale Zusammenarbeit neu festzulegen – in einer Welt, in der Grenzen ebenso wie Menschen die Fähigkeit haben, sich zu wandeln.

So zeigt sich, dass in den drei behandelten Bereichen – Global Governance, Wirtschaft und der Bedeutung des Grenzbegriffes – der Ausgleich nationalisierender und globalisierender Prozesse in unterschiedlichem Ausmaß und mit unterschiedlichem Erfolg stattfindet. Das Bewusstsein, dass Globalisierung und Nationalisierung immer gemeinsam stattfinden, ist Voraussetzung für Prävention und Reaktion auf kommende globale Krisen. Im Angesicht des Klimawandels scheint diese Erkenntnis wichtiger denn je. Somit sollte das neue staatliche Handeln, das aus der Corona-Pandemie resultiert, keines sein, das nach Jahrzehnten der Idealisierung von Globalisierung nun wieder eine Nationalisierung beabsichtigt, sondern eines, das beide Prozesse berücksichtigt und deren Ausgleich anstrebt.

*Lea Heise, Jule Henschel und Jakob Nennmann,
Studierende im Bachelor Internationale Beziehungen*

Literaturangaben:

Prof. Dr. Kai Bodersen: Die Olympische Waffenruhe und die Idee des Weltfriedens (S.10–11)

Antike Texte:

Aristoteles, Aristotelis qui ferebantur librorum fragmenta, hg. v. Valentinus Rose, 3. Aufl. Leipzig 1886.

HGIÜ: Historische griechische Inschriften in Übersetzung, dt. v. Kai Bodersen, Wolfgang Günther u. Hatto H. Schmitt, Studienausgabe Darmstadt 2011.

Pausanias, Reisen in Griechenland, dt. v. Ernst Meyer u. Felix Eckstein, 3 Bde, Zürich 1986–1989.

Polybios, Geschichte, dt. v. Hans Drexler, 2 Bde., Zürich 1961–1979.

Thukydides, Der Peloponnesische Krieg, griech.-dt. v. Michael Weissenberger, Berlin 2017.

Moderne Dokumente:

Olympic Truce: <https://olympictruce.org>, zuletzt

<https://olympictruce.org/en/olympic-truce-declaration-tokyo-2020-olympic-games>.

Vereinte Nationen: [https://documents-dds-ny.un.org/doc/UNDOC/](https://documents-dds-ny.un.org/doc/UNDOC/GEN/N19/400/81/pdf/N1940081.pdf)

[https://documents-dds-ny.un.org/doc/UNDOC/LTD/N20/154/28/](https://documents-dds-ny.un.org/doc/UNDOC/LTD/N20/154/28/pdf/N2015428.pdf)

[pdf/N2015428.pdf](https://documents-dds-ny.un.org/doc/UNDOC/LTD/N20/154/28/pdf/N2015428.pdf) („Building a peaceful and better world through sport and the Olympic ideal“).

Prof. Dr. Susanne Rau: „Global cities“ und ihre Beziehung zur „Welt“ (S. 18–19)

Mayaram, Shail (Hg.), The Other Global City, New York/London, 2009.

Rau, Susanne, Räume. Konzepte – Wahrnehmungen – Nutzungen, Frankfurt am Main/New York 2017².

Sassen, Saskia, Cities in a world economy, Thousand Oaks 1994.

Subrahmanyam, Sanjay, On the Origins of Global History.

Inaugural Lecture delivered on Thursday 28 November 2013, Collège de France, Paris 2016, URL: <https://books.openedition.org/cdf/4171?format=toc>.

The voyage of François Pyrard of Laval to the East Indies, the Maldives, the Moluccas and Brazil, transl. Albert Gray, 2 vol. in 3, London, 1887–1890.

Lea Heise, Jule Henschel und Jakob Nennmann:

Globalisierung und Nationalisierung in Zeiten von COVID-19 (S. 34–35)

Cheneval, F. (2014). Globalisierung – Hat sich der Nationalstaat überlebt? In Zentrum für Ethik und Nachhaltigkeit (ZEN-FHS) (Ed.), Herausforderungen für die Politik und die Ethik (pp. 53–66). Bielefeld: transcript Verlag.

Dieter, H. (1998). Die Asienkrise: Ursachen, Konsequenzen und die Rolle des Internationalen Währungsfonds. Marburg: Metropolis Verlag.

Dürschmidt, J. (2002). Globalisierung. Bielefeld: transcript Verlag.

Granjo, A. F., Kukutschka, R., Duri, J., Jenkins, M., Khaghaghordyan, A., Martini, M., Rahman, K., Rougier, J., & Ziga, N. (2018). THE ECONOMY (GETTING AHEAD OF THE CURVE, pp. 20–23). Transparency International. Zuletzt eingesehen am 30. Juni 2021, <https://www.jstor.org/stable/resrep24924.8>.

Harari, Y. (2020). „Mehr Kooperation wagen: Das Heilmittel gegen Corona“. Blätter für deutsche und internationale Politik (5/2020), 60–64.

Keohane, R. O. (2002). Power and governance in a partially globalized world (1. publ.). Routledge.

Krastev, I. (2020). Ist heute schon morgen? Wie die Pandemie Europa verändert. Berlin: Ullstein Verlag.

Krugman, P. (2009). Die neue Weltwirtschaftskrise: Aktualisierte und um drei Kap. erw. Neuaufl. des Titels „Die große Rezession“. Frankfurt/Main: Campus Verlag.

Lange, N. (2000). Globalisierung und regionaler Nationalismus: Schottland und Québec im Zeitalter der Denationalisierung. Baden-Baden: Nomos.

Levsen, S. (2020, June 14). Das Nationale in Coronazeiten – Historikerin: Grenzsicherungen waren emotionale Reaktion (K. Hondl, Interviewer) [Interview]. https://www.deutschlandfunk.de/das-nationale-in-coronazeiten-historikerin.694.de.html?dram:article_id=478600.

Murphy, C. N. (2005). Global governance: Poorly done and poorly understood. The global governance reader, 90–104.

Shachar, A., Fine, S., Huber, J., Keitner, C., Lori, N., Mau, S., & Volpp, L. (2020). The shifting border: Legal cartographies of migration and mobility: Ayelet Shachar in dialogue. Manchester: Manchester University Press. Zuletzt eingesehen am 30. Juni 2021, <http://www.jstor.org/stable/j.ctvzgb81d>.

Robertson, R. (1992). Globalization: Social theory and global culture (1. publ.). Sage.

Weizsäcker, E. U. von (1997). Grenzen-los?: Jedes System braucht Grenzen – aber wie durchlässig müssen diese sein? Birkhäuser.

Bildangaben:

Prof. Dr. Iris Schröder: Karten – Wissen – Meer (S. 2–5)

Ferdinand von Hochstetter, Die durch das Erdbeben in Peru am 13. Aug. 1868 erzeugte Erdbeben-Fluth im Pazifischen Ocean am 13.-16. Aug. 1868, o.O. ca. 1869, 25 × 30 cm, Sammlung Perthes Gotha, 547\$112301118.

August Petermann, Tiefenkarte des Grossen Oceans, Gotha 1877, 52 × 43 cm, Sammlung Perthes Gotha, SPA 4° 00100 (023).

Oskar Hecker, Die Tonga-Tiefe und ihre Umgebung, Berlin 1908, 29 × 21 cm, Sammlung Perthes Gotha, 547\$112325955.

Hermann Berghaus, Chart of the World on Mercators Projection, Gotha 1871, 88 × 145 cm, Sammlung Perthes Gotha, KART SPA C 00225.

Prof. Dr. Kai Bodersen: Die Olympische Waffenruhe und die Idee des Weltfriedens (S.10–11)

Büste von Aristoteles, um 330 v. Chr., via wikimedia commons.

Prof. Dr. Patrick Rössler und Dr. Anke Blümm: „An die Bauhäusler in aller Welt“ (S. 26–29)

Foto: T. Lux Feininger, 1928, Karla Grosch (Weimar 1904 – Tel Aviv 1933) und Else Rawitzer (Berlin 1908 – KZ Auschwitz 1942) vor dem Bauhaus-Gebäude Dessau © Estate T. Lux Feininger / Bauhaus-Archiv Berlin.

Grafik Werkstätten am Bauhaus, 1919–1933, sortiert nach Auflösungsdatum, Shortcut, Bauhaus-Community (Gestaltung: Weber/Wolter 2019).

Grafik Sterbeorte der Bauhaus-Studierenden, Shortcut, Bauhaus-Community (Gestaltung: Weber/Wolter 2019).

Porträt Charlotte Brand, um 1937, Archives nationales, Paris.

Dr. Steffen Arndt: Christoph August v. Wangenheim (S. 32–33)

Tagebuch (1782) und Porträt Christoph v. Wangenheim. Familienarchiv v. Wangenheim im Staatsarchiv Gotha.

IMPRESSUM

Redaktion: Stabsstelle Hochschulkommunikation

Layout & Satz: Andrea Radtke

Autorenporträts: Carsten Hermann-Pillath (privat, S. 12); Benno Werlen (Anne Günther, S. 25); alle anderen Universität Erfurt

Redaktionsanschrift:

Universität Erfurt

Telefon: 0361/737-5021

Hochschulkommunikation

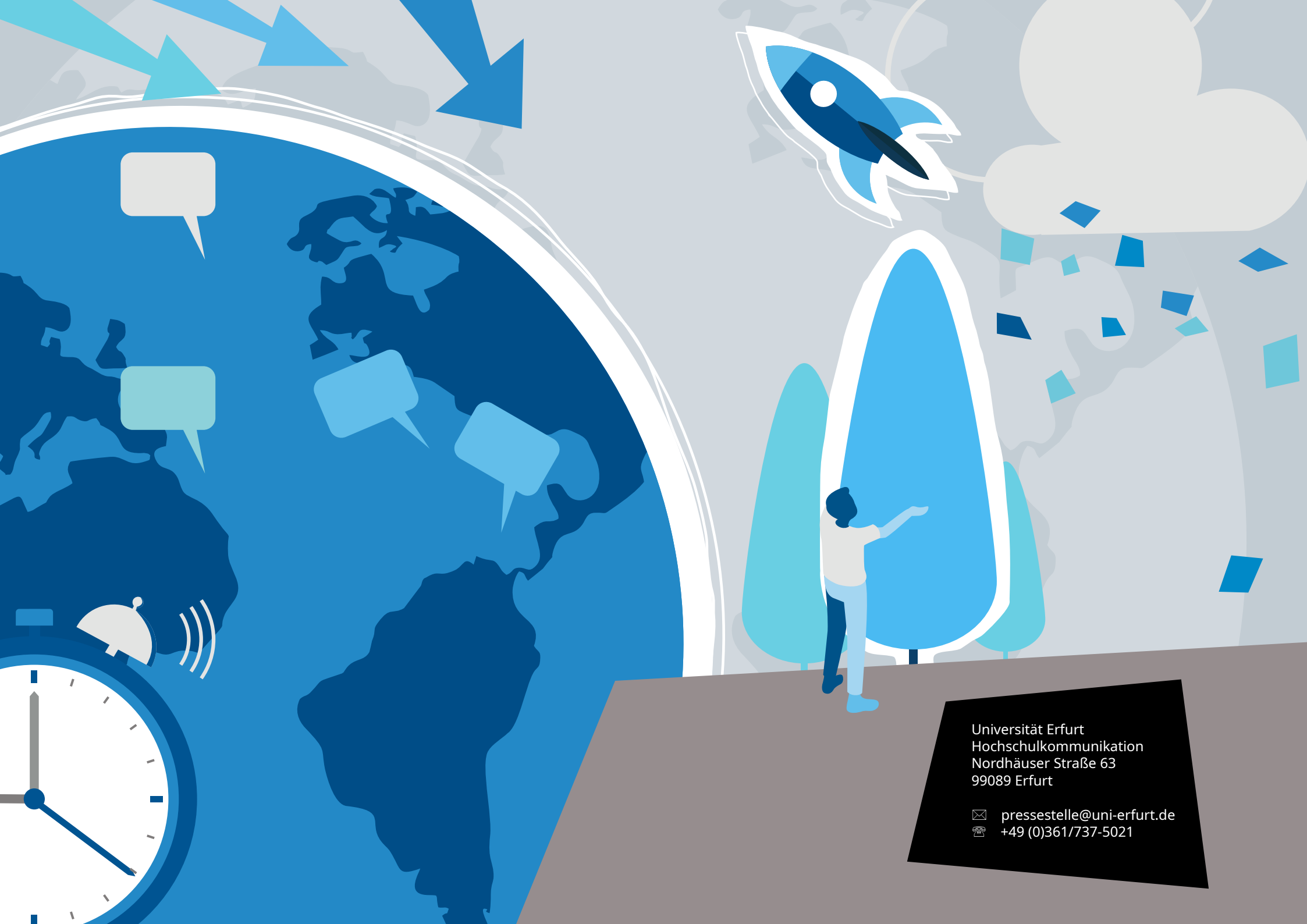
E-Mail: pressestelle@uni-erfurt.de

Nordhäuser Straße 63

99089 Erfurt

Die Redaktion dankt allen Autor*innen. Die Redaktion ist nicht verantwortlich für den Inhalt der im Heft unter den jeweiligen Webadressen veröffentlichten Internetseiten – alle Angaben erfolgen nach bestem Wissen, jedoch ohne Gewähr.

© Copyright 2021 für alle Beiträge | Die Übernahme von Artikeln bedarf der vorherigen Abstimmung mit der Redaktion.



Universität Erfurt
Hochschulkommunikation
Nordhäuser Straße 63
99089 Erfurt

✉ pressestelle@uni-erfurt.de
☎ +49 (0)361/737-5021